

# STADTGESCHICHTEN

Informationen des Geschichtsvereins Goslar e. V. 3/2024, Nr. 17



**NS-Justiz und Strafvollzug: Das Strafgefängnis Wolfenbüttel**  
**Nationalsozialistische Geschichtsschreibung in Goslar**  
**Weltanschauliche „Schulungen“: Der Verlag Blut und Boden**  
**„Euthanasie“-Anstalt in Bernburg – Opfer aus Goslar**  
**Antisemitismus im Goslarer Rathausfenster**  
**Oberstadtdirektor Helmut Schneider: „Die Verdrängung“**  
**Bücher: Rathaus, Bauernhochschule, Weltkriegserinnerungen**



Goslar im Dezember 2024

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

das dritte in diesem Jahr erscheinende Heft unserer „Stadtgeschichten“ ist wieder so dick geworden, wie das vorhergehende. Nahezu auf allen Seiten widmet es sich der Zeit des Nationalsozialismus – keinem leichten Thema und keineswegs erschöpfend. Aber die bedrückenden Besuche im Strafgefängnis Wolfenbüttel im Herbst 2023 und in der „Euthanasie“-Anstalt in Bernburg in diesem Sommer müssen einem größeren Kreis weitererzählt werden. Gerade in der heutigen Zeit mit ihren populistischen Tendenzen, jenen der Weimarer Republik nicht unähnlich. Es freut mich, dass einige der vor Ihnen liegenden Beiträge aus der Zusammenarbeit mit dem Verein Spurensuche Harzregion stammen.

Die Lektüre der Beiträge macht deutlich, was nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik an Rechtsstaatlichkeit, Freiheit und Menschenwürde erreicht wurde – viele Gründe, dankbar zu sein und entsprechend zu handeln.

Ihnen und Ihren Angehörigen besinnliche Weihnachten und uns allen ein gutes neues Jahr wünscht im Namen des Vorstandes

Ihr Günter Piegsa

---

## Justiz und Strafvollzug im Dienste des Nationalsozialismus: Das Strafgefängnis Wolfenbüttel 1933 bis 1945

von Günter Piegsa

Das Strafgefängnis Wolfenbüttel war während der NS-Zeit die zentrale Haftanstalt des Freistaates Braunschweig<sup>1</sup>. Über 15 000 Inhaftierte sind zwischen 1933 und dem Tag der Befreiung des Strafgefängnisses durch US-amerikanische Soldaten am 11. April 1945 in den Hafteingangsbüchern verzeichnet worden. Ab 1937 wurde das Strafgefängnis als Hinrichtungsstätte benutzt. Bis 1945 wurden hier 526 Menschen hingerichtet.

Hinter diesen nüchternen Ausführungen verbirgt sich der Abgrund von Gewalt und Terror des NS-Regimes. Das Gefängnis diente der Umsetzung der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Mordpolitik und zeigt die Radikalisierung der Justiz und des Justizvollzugs nach 1933: politische Gegner der Nationalsozialisten, jüdische Männer, Homosexuelle, Zeugen Jehovas, Sinti und Roma, sogenannte „Gemeinschaftsfremde“, „Berufsvbrecher“ und „Volksschädlinge“ sowie Angehörige des Widerstands aus den im Krieg besetzten Gebieten waren hier inhaftiert.

Seit ihrer „Machtergreifung“ 1933 sorgten die Nationalsozialisten für eine Sondergesetzgebung. Mit der „Reichstagsbrandverordnung“ und der „Heimtücke-gesetzgebung“ setzten Verhaftungswellen ein. Für poli-

tische Gegner der Nationalsozialisten im Land Braunschweig wurde das Strafgefängnis Wolfenbüttel in den 1930er Jahren die zentrale Haftstätte. Die Einschränkung der bürgerlichen Grundrechte betraf zunehmend auch religiöse Gruppen, wie die Zeugen Jehovas. Mit der Verschärfung des Paragraphen 175 wurden Homosexuelle ab 1935 verstärkt verfolgt.

Die nach der Pogromnacht 1938 im Land Braunschweig verhafteten jüdischen Männer wurden vom Strafgefängnis in Wolfenbüttel in das Konzentrationslager Buchenwald weitertransportiert.

Mit Kriegsbeginn stieg die Zahl ost- und westeuropäischer Gefangener, die als Zwangsarbeiter im Reich gegen die repressiven Aufenthalts- und Arbeitsbestimmungen verstoßen hatten. Im Rahmen der Bekämpfung des Widerstandes wurden auch ca. 700 sogenannte „Nacht- und Nebel-Gefangene“, Widerstandskämpfer aus Westeuropa, z.B. Belgien, Norwegen und den Niederlanden im Staatsgefängnis interniert.

Die Strafgefangenen mussten täglich elf Stunden in den Eigenbetrieben der Strafanstalt wie Bäckerei, Buchbinderei, Druckerei, Schneiderei und Tischlerei arbeiten. Mit fortschreitendem Kriegsverlauf wurden in der Anstalt

---

<sup>1</sup> Die folgenden Ausführungen stützen sich im Wesentlichen auf die Internetseite der Gedenkstätte in der Justizvollzugsanstalt Wolfenbüttel <https://wolfenbuettel.stiftung-ng.de>, die Ausführungen von Dr. Johann Custodis in seinem Vortrag am 19. Oktober 2023 im Geschichtsverein Goslar sowie von Dr. Gustav Partington beim Besuch der Gedenkstätte am 24. November 2023.



Eingang der JVA Wolfenbüttel  
(Foto: Reinhard Wendorff)

Fremdbetriebe eingerichtet und Strafgefangene auch für Zwangsarbeit in Betrieben außerhalb der Gefängnismauern nicht nur im Raum Braunschweig, sondern auch z. B. in Goslar und Oker eingesetzt.

1937 veranlasste der damalige Gefängnisvorstand den Umbau eines bis dahin als Schlosserei genutzten Gebäudes als Hinrichtungsstätte. Das Erdgeschoss diente seit 1938 der Vollstreckung von Todesurteilen durch die Guillotine.

Wurden zunächst vor allem kriminelle Straftäter hingerichtet, konnten mit verschärfter Rechtsprechung während des Zweiten Weltkriegs viele neu eingeführte Tatbestände mit dem Tod bestraft werden. Hierzu gehörten sogenannte „Volkschädlinge“, „Kriegswirtschafts-

verbrecher“ und „gefährliche Gewohnheitsverbrecher“ und zunehmend Widerstandskämpfer und Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten Europas.

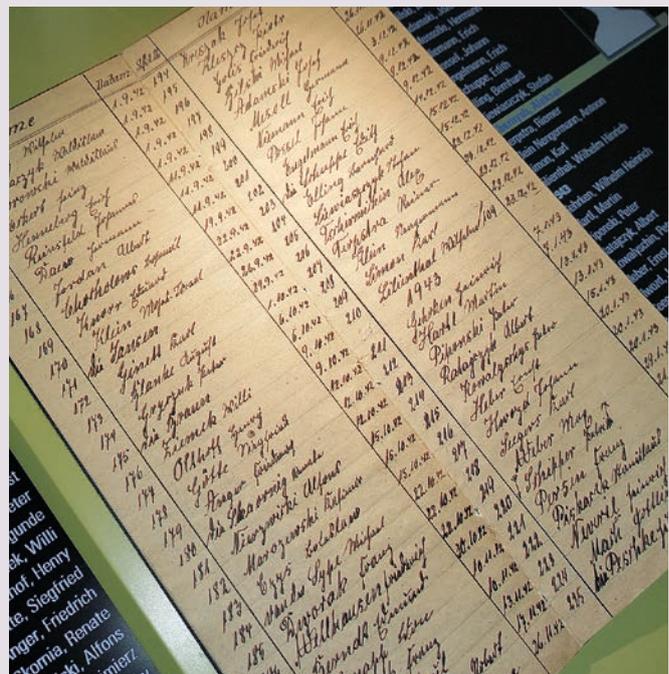
Die Leichname von mindestens 217 Hingerichteten wurden der Anatomie Göttingen zu Lehr- und Forschungszwecken zugeführt, andere auf dem städtischen und dem katholischen Friedhof in Wolfenbüttel beerdigt.

Nach Kriegsende wurden in Wolfenbüttel bis Juli 1947 noch 67 weitere Todesurteile vollstreckt, darunter 44 durch die Guillotine in der Hinrichtungsstätte.

Die Geschichte der Gedenkstätte dokumentiert auch das Ringen um eine öffentliche Thematisierung der Verantwortung der Justiz während des Nationalsozialismus.

Der Ukrainer **Aleksei Chernysh** (1922 – 1942) kam am 7. Mai 1942 als Zwangsarbeiter in einem Sammeltransport nach Deutschland und musste im **Bergwerk Rammelsberg** in Goslar arbeiten. Aufgrund der schlechten Lebensbedingungen im Wohnlager flüchtete Aleksei Chernysh nach nur acht Tagen von seiner Arbeitsstelle. Er wurde schnell wieder aufgegriffen und für zwei Monate in das Arbeits-erziehungslager Salzgitter-Watenstedt überführt. Im September 1942 gelang ihm erneut die Flucht. Zwei Wochen lang hielt er sich an verschiedenen Orten versteckt. In dieser Zeit versorgte er sich durch mehrere Einbrüche und Diebstähle mit Lebensmitteln und Kleidung. Anfang Oktober wurde er wieder verhaftet. Das Sondergericht verurteilte Aleksei Chernysh als „Volkschädling“ am 20. November 1942 zum Tode. Am 23. Dezember 1942 wurde das Urteil im Strafgefängnis Wolfenbüttel vollstreckt. „Die besondere Schwere der Tat ist darin zu erblicken, dass der Angeklagte, der als russischer Zivilarbeiter nach Deutschland gekommen ist, hier sein Gastrecht schnöde missbraucht [...]“ Urteil des Sondergerichts Braunschweig 20. November 1942 (Auszug)

Information im Dokumentationszentrum



Liste der Hinrichtungen von „Lfd. Nr.“ 160 am 1. 9. 42 bis „Lfd. Nr.“ 225 am 29. 1. 43. Die Hinrichtung von Aleksei Chernysh ist unter der Nr. 206 aufgeführt. (Exponat des Dokumentationszentrums der Gedenkstätte in der Justizvollzugsanstalt Wolfenbüttel; Foto: Günter Piegsa)



Dokumentationszentrum der Gedenkstätte in der JVA Wolfenbüttel (Foto: Reinhard Wendorff)

Erst 1990 wurde durch das niedersächsische Justizministerium die Gedenkstätte in der Justizvollzugsanstalt, eine JVA mit höchsten Sicherheitsanforderungen, als Folge der Bemühungen ehemaliger westeuropäischer Widerstandskämpfer und lokalen bürgerschaftlichen Engagements eingerichtet. Die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten ist seit ihrer Gründung im Jahr 2004 Trägerin der Gedenkstätte. Bis November 2019

„Zwischen 1939 und 1945 gab es mehr als 70 Arbeitskommandos, in denen Gefangene arbeiten mussten. Die Arbeit wurde sowohl innerhalb als auch außerhalb der Gefängnismauern ausgeführt. Das Gefängnis, Verwaltungsbehörden und Privatunternehmen forderten Gefangene zur Arbeit an. Bei weit entfernten Kommandos wurden die Gefangenen in Baracken vor Ort untergebracht. Die Aufsicht und Anleitung der Gefangenen wurde durch Anstaltspersonal oder zivile Werkmeister und ziviles Aufsichtspersonal gestellt.“

#### Kalkwerk Oker

„Im Kalkwerk der Familie Willikens wurde 1942 ein neues Arbeitskommando eingerichtet. Bis zu 65 Gefangene sollten dort mit Kalkbrucharbeiten beschäftigt werden. Für die Unterbringung ließ das Unternehmen eigens eine Steinbaracke errichten, in der die Gefangenen vor Ort untergebracht waren.“  
 Im Medizinischen Bericht über das Kalkwerk Oker stellte der stellvertretende Anstaltsarzt Dr. Brose am 15. Oktober 1940 fest, dass viele der Gefangenen sich vor Körperschwäche kaum noch auf den Beinen halten konnten und erheblich abgemagert waren. „Es handelte sich um schwere Muskelschwelungen (als Folge schwerster Arbeit) von Rücken-Bauch- und Unterleibsmuskeln, um tiefe rissige borkige Veränderungen der Hände und Finger-Beugeseiten mit teilweise Wunden (beim Greifen schwerer Steinmassen erfolgt) sowie um Zustände hochgradiger Körper und Nervenschwäche.“

*Information im Dokumentationszentrum*

wurde die Gedenkstätte mit finanzieller Unterstützung des Landes Niedersachsen und des Bundes grundlegend umgestaltet und erweitert.

Im Oktober 2023 hatte Herr Dr. Johann Custodis im Geschichtsverein Goslar unter dem Titel „Vergessenes Unrecht und ‚ewige Zuchthäusler‘: Das Strafgefängnis Wolfenbüttel in der NS-Zeit und seine regionale und überregionale Bedeutung“ die NS-Geschichte des Gefängnisses vorgestellt und über das Forschungsprojekt „Ewige Zuchthäusler?! – Entschädigung für Justizverurteilte und die individuellen sowie gesellschaftlichen Auswirkungen“ berichtet. Im November bot der Verein eine Führung durch die Gedenkstätte und das Dokumentationszentrum in der JVA Wolfenbüttel, bei der Dr. Gustav Partington kenntnisreich durch das Strafgefängnis führte und die Hinrichtungsstätte eindringlich und einfühlsam zugleich erläuterte. Im Dokumentationszentrum stellte er einige Einzelschicksale vor, wie zuvor das von Erna Wazinski, die „als Volksschädling“ hingerichtet wurde.

Die neunzehnjährige war durch das brennende Braunschweig zur Wohnung ihrer Mutter gelaufen und hatte aus dem ausgebombten Haus Koffer mit Kleidungsstücken und billigem Schmuck geholt, die, anders als von ihr angenommen, nicht ihrer Mutter, sondern einer Nachbarin gehörten. Diese erstattete Anzeige. Zur Abschreckung wurde Erna Wazinski wegen Plünderung am 23. November 1944 hingerichtet. Die Goslarsche Zeitung erinnerte am 22. November 2024, achtzig Jahre nach der Hinrichtung, daran und zitierte Martina Staats, die Leiterin der Gedenkstätte: „Sie wurde in den Raum geführt. Es hieß: ‚Ihr Gnadengesuch wurde abgelehnt. Scharfrichter, walten Sie Ihres Amtes!‘ Ein schwarzer Vorhang wurde aufgezo-gen [Anmerkung: hinter ihm befand sich die Guillotine], drei Gehilfen packten sie an den Ohren – ihr Kopf war rasiert –, sie wurde festgeschnallt, und schon sauste das Fallbeil runter. Die Vollstreckung dauerte vom Zeitpunkt der Vorführung bis zur vollendeten Verkündung 5 Sekunden, von der Übergabe an den Scharfrichter bis zur vollendeten Vollstreckung 6 Sekunden.“

Nach dem „Zusammenbruch“ wurde dem verantwortlichen Richter lediglich auferlegt, nicht mehr in Braunschweig als Richter tätig zu werden. Er ging als Jurist zur Landeskirche in Wolfenbüttel. Der Nachruf auf ihn war voll des Lobes. Seine Todesurteile wurden nicht erwähnt.

Im Rahmen von begleiteten Führungen können das ehemalige Hinrichtungsgebäude, ehemalige Gemeinschaftszellen und eine ehemalige Arrestzelle besucht werden. 2019 erhielt die Gedenkstätte einen frei zugänglichen Neubau. Hier wird eine Dauerausstellung zum Thema „Justiz und Strafvollzug“ gezeigt. Das Dokumentationszentrum ist von Dienstag bis Sonntag, 10 bis 17 Uhr geöffnet. Der Eintritt ist frei. Ein Besuch der historischen Orte (ehemaliges Hinrichtungsgebäude, Arrestzellen), die sich innerhalb der Justizvollzugsanstalt (JVA) Wolfenbüttel befinden, ist grundsätzlich nur nach Voranmeldung möglich. Die Anmeldung muss mindestens zwei Wochen vor dem geplanten Besuch erfolgen. Für die historischen Orte gilt eine Begrenzung auf maximal 14 Personen pro Gruppe und Vorgaben der JVA zu Zutritts- und Auslasszeiten.

Kontakt: Gedenkstätte in der JVA Wolfenbüttel  
 Am Herzogtore 13, 38300 Wolfenbüttel  
 Tel.: 05331-9355 010  
 E-Mail: wolfenbuettel@stiftung-ng.de

# Der heimliche Kaiser



Einladung des Mönchehaus Museum zur Ausstellungseröffnung „Der heimliche Kaiser“ von Marcel van Eeden.

Charakteristisch für die Arbeiten des niederländischen Künstlers Marcel van Eedens, Professor und Rektor an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe, ist der Eindruck seiner Bilder, der durch fast foto-realistische Darstellungen und die Verwendung von Schwarz-Weiß-Kontrasten entsteht. Sowohl in seiner Malerei als auch in seinen Zeichnungen verwendet er verschiedenste Vorlagen wie Fotos, Ausstellungskataloge, Ausschnitte aus Zeitungen, Magazinen und Illustrierten oder Stoffmuster.

Das Museum für Photographie e. V. in Braunschweig und das Mönchehaus Museum Goslar stellten in diesem Jahr vom 18. Februar bis 21. April Zeichnungen und Fotoarbeiten Marcel van Eedens unter dem Titel „Der heimliche Kaiser“ aus.

In seiner Werkgruppe „Der heimliche Kaiser“ zeigt van Eeden Fotoarbeiten, die wie in der Frühzeit der Fotografie im Gummidruckverfahren auf Aquarellpapier entstanden. Die Bilder setzen sich auseinander mit Geschichte und den Möglichkeiten, Geschichte subjektiv zu konstruieren. Das Gedankengut des völkisch-nationalistisch und antisemitisch geprägten Schriftstellers und Kulturskeptikers Julius Langbehn (1851–1907) bildet den Ausgangspunkt der in Braunschweig und Goslar ausgestellten Werke: Langbehns stellte sich im letzten Kapitel seines 1890 erstmals erschienenen Buches „Rembrandt als Erzieher“ einen „heimlichen Kaiser“ als neuen Führer für das deutsche Volk vor. Van Eeden zitiert Langbehn

und NS-Ideologen, kontrastiert ihre Texte mit Aussagen von Historikern, verbindet die Texte mit seinen Bildern von Bauten und Orten, die in Braunschweig und Goslar auf den Nationalsozialismus und dessen Weltmachtbestrebungen hinweisen und leistet so einen künstlerischen Beitrag zur Auseinandersetzung mit Geschichte und zur Erinnerungskultur.

Dr. Bettina Ruhrberg, Direktorin des Mönchehaus Museums in Goslar, lud anlässlich der Ausstellung den freiberuflichen Historiker und Publizisten Dr. Peter Schyga aus Hannover ein, im Mönchehaus Museum zur national-sozialistischen Geschichtsschreibung in Goslar von 1933 bis 1945 vorzutragen. Dr. Peter Schyga ist mit der Goslarer Stadtgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bestens vertraut und erhielt für seine diesbezüglichen Forschungen 2021 den Goslarer Geschichtspreis (Stadtgeschichten 2/2022, Seite 11).

Der folgende Artikel ist die gekürzte und entsprechend bearbeitete Fassung seines Vortrags am 7. April 2024 im Mönchehaus Museum Goslar. Er wird bereichert durch Bilder aus dem von Barbara Hofmann-Johnson (Museum für Photographie Braunschweig) und Bettina Ruhrberg (Mönchehaus Museum Goslar) herausgegebenen Katalog „Marcel van Eeden. Der heimliche Kaiser“, erschienen 2024 im Salon Verlag & Edition, Köln (ISBN 978-3-89770-587-6).

Günter Piegsa



Marcel van Eeden: Braunschweiger Löwe auf dem Burgplatz vor Burg Dankwarderode

## Zur nationalsozialistischen Geschichtsschreibung in Goslar von 1933 bis 1945

von Peter Schyga

Geschichte ist wirkmächtig. Davon handelt der Vortrag. Geschichte ist auch geronnene wirkliche Vergangenheit, doch Geschichte ist nicht immer nur das, was war – wer kann sich solch eine Beschreibung anmaßen? –, sie ist immer auch Transportmittel für Mythen und Sagen, für Ideologie und Propaganda. Sie ist Bestandteil von Bildung und Erziehung, von Alltag und persönlichem Erleben. Geschichte bildet eine Folie für Politiken der Gegenwart, sie wird auch gern für Zukunftsprognosen herangezogen. Der Wahrheitsgehalt von Geschichtserzählung lässt sich allein an den Quellen und ihrer Kritik und damit ihrer Überprüfbarkeit ermessen. Dann haben wir es mit Geschichtswissenschaft zu tun. Wenn Geschichte dies nicht leistet, erzählt sie entweder Geschichten, Sagen, Legenden, Mythen oder ganz einfach Lügen.

Und da sind wir mitten im Thema. Im Titel des Vortrags klingt an, dass er nicht von der Geschichtsschreibung der Nationalsozialisten handelt, sondern von Historiographie im Nationalsozialismus. Dies deshalb, weil bedeutende Teile der intellektuellen oder geistigen Elite dieses Ortes im Dritten Reich, die originär nicht als Nazis gelten sollen, an einer Geschichtsschreibung zu Goslar und der Welt eifrig und entscheidend mitgewoben haben. Die Nazis trieben den geschaffenen Eklektizismus, das Ausgedachte und Verfälschte in der vor Ort herrschenden Geschichtsdeutung in einem auf Lügen ba-

sierenden ideologischen Determinismus auf die Spitze.

In manch Goslarer Geschichtserzählungen ging es vor 1933 zumeist immer ums große Ganze, quasi: Goslar, Deutschland und die Welt, wobei am goslarschen Wesen, das durchtränkt wäre mit tausendjähriger Reichsgeschichte, zumindest das deutsche Wesen genesen solle. Die Geschichtsinterpreten rekrutierten sich aus der kleinen Schar der kulturellen und politischen Elite der Stadt: Studienräte, Redakteure, Pastoren oder Juristen.

Ein Beispiel will ich nennen: Zur 1000-Jahrfeier 1923 heißt es im Goslarer Bergkalender:

„Wer ungebrochenen deutschen Tatwillen kennen lernen will, der lenke seine Schritte in die Mauern der Stadt, deren tausendjähriges Streben nach Sieg und Sein symbolisch ist für Deutschland und sein Volk! Goslar ist Deutschland.“<sup>1</sup>

Etwas später wurde solch Symbolik durch Aufforderung zur Tat angereichert: Der Lehrer Dr. Kassebaum, ein publizistischer Stern Goslarscher Geschichtsdeutung, war der Meinung, es werde Zeit, Heinrich den Löwen zu revitalisieren:

„Die Rückgewinnung und Schaffung eines neuen, deutschen Bollwerks gegen die Slawen, das ist sein Werk. ... Ein neuer Löwe tut uns not, der seine Stimme grollend erhebt und das feige Gesindel davonscheucht. ... Wann wird uns der erstehen, der Mann, der den unersättlichen Feinden ringsum die Faust zeigt, und ihnen zuruft: ‚Die Hände weg von allem was deutsch war und sein soll.‘“<sup>2</sup>

Mit einer zunehmenden Propagierung eines wie immer auch gearteten Niederdeutschen Volkstums rückte

die Geschichtsbetrachtung von der nüchternen Analyse Goslarer Stadtgeschichte, die es auch gab und die der Geschichts- und Heimatschutzverein vornehmlich betrieb, in mystifizierende Gefilde germanischer und ostexpansiver Vergangenheit. Die Rede war nun vom „großniederdeutschen Gedanken“ im Rahmen der „niedersächsischen Ostkolonisation“ Heinrich des Löwen.<sup>3</sup> Heinrich I. (\* um 876; † 2. Juli 936 in der Pfalz Memleben) lag den Geschichtskundigen am Herzen, denn er habe Goslar 922 gegründet, galt als erster „deutscher“ König im „deutschen Reich“, wurde als Unterwerfer der Ungarn gerühmt. So vergaß man auch nicht 1933 als das „Jahr Heinrich I. und Luthers“ einzuläuten. Der Harz wurde nun zum „Sammelbecken altgermanischer Heiligtümer“ und zum Bollwerk des historischen Kampfes von Heinrich I. gegen die Ungarn.<sup>4</sup>

## Bauertümelnder Heroismus

1936 meldete sich ein leibhaftiger Heinrich zu Wort: Heinrich Himmler, der mit seinem SS-Ahnenerbe und als Co-Chef des Rasse- und Siedlungshauptamtes eine führende Figur nationalsozialistischer Geschichtsmythentypenproduktion war, wurde unter der Überschrift „König der Deutschen“ 1936 in Goslar zitiert:

„Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewusst ist. Wir Deutsche haben jahrhundertlang nicht nur unsere Jahrtausendalte, ferne Vergangenheit, sondern auch die großen Ahnen und großen Führergestalten der letzten zehn Jahrhunderte vergessen. Der Größten einer dieser Ahnen und großen Männer des deutschen Volkes war Heinrich I., König der Deutschen, ein Mann, der nicht nur zu seinen Lebzeiten von seinen rachsüchtigen weltanschaulichen Gegnern befehdet, sondern über den Tod hinaus von der Feindschaft seiner Widersacher verfolgt wurde. Sein Andenken wurde uns fast vergessen gemacht. Seine Leistungen, der Bau eines wirklich deutschen Reiches, wurde unserer Jugend verschwiegen.“<sup>5</sup>

Im Zuge der nicht nur institutionellen, sondern auch ideologischen Erhebung Goslars zur Reichsbauernstadt wurde nun auch Heinrich I. zum Bauernkönig erkoren, ganz so als sei das in einer Zeit, da die Mehrheit der Bevölkerung auf dem Land lebte und sich vom Land ernährte, etwas Außergewöhnliches gewesen:

„In der Zeit des neunjährigen Waffenstillstandes, den König Heinrich I. im Jahr 924 in Werla mit den Ungarn schloss, schuf er aus den niedersächsischen Bauern ein Reiterheer und ließ als Bollwerk gegen die fremde Flut verfestigte Plätze anlegen. ... Damals gründete Heinrich I. Goslar und ließ den Ort durch militärisch straff erzogenen Bauern und seine herzoglichen Dienstleute schützen. ... Niedersächsische Bauern waren die ältesten Einwohner der sich nun entwickelnden Stadt.“<sup>6</sup>

Diese Hinwendung zum deutschen Bauertum hatte erheblich Bedeutung, denn sie konterkarierte nicht nur das bislang vorherrschende Geschichtsbild einer Reichsstadt von Bürger\*innen, Handwerkern und Händlern, sondern schuf mit dem Bauern als historischem Subjekt von Blut und Boden und jahrhundertalter Ahnenreihe eine neue Figur heroischer Geschichte.

Im Geleitwort von Richard Walther Darré zu der pro-

grammatischen Schrift „Nationalsozialistische Agrarpolitik“ von Werner Willikens – übrigens Abiturient des Jahrgangs 1911 am Goslarer Gymnasium – aus dem Jahr 1930 heißt es: „... Der Landwirt und sein Stand, der Bauer besonders, (ist) nicht ein Stand wie alle übrigen Stände im Volkskörper, sondern (bildet) die Voraussetzung und die Grundlage jedes völkischen Daseins überhaupt. Ein wahrer und echter Volkskörper kann nur vom Bauertum aus aufgebaut werden und auf nichts anderes sonst, es sei denn, er gehöre zu den Schmarotzern und lebe vom Marke anderer Völker.“<sup>7</sup>

Ich fasse zwischendurch kurz zusammen: Rasse und Blut bedeuten alles; Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – und Blut und Rasse sind mehr als biologischer Fakt und anthropologisches Konstrukt; Rasse ist alles, was das Leben ausmacht. Und: dieses Raunen von der „unergründlichen das Leben bestimmenden Macht“, die alles leitet, ist ein eklektischer Zugriff auf die Auguren des so genannten Kulturpessimismus, einer geistigen Strömung um die Wende von 19. zum 20. Jahrhundert, deren Schriften zum Ausbildungskanon deutscher Gymnasiasten auch in der Weimar Zeit zählte. Neben Paul Lagarde (eigentlich Paul Anton Bötticher, \* 1827; † 1891; Deutsche Schriften, 1878) und Artur Moeller van Bruck (\* 1876; † 1925; Das dritte Reich, 1922) war Julius Langbehn (\* 1851 in Hadersleben; † 1907 in Rosenheim; Rembrandt als Erzieher, 1893) deren wichtiger Protagonist. Er bildet in dieser Ausstellung den Hintergrund für die Kunst von Marcel van Eeden. „Völkischen Irrationalismus“ nannte Fritz Stern das Programm dieser Geschichtsinterpreten.

Kern von Langbehns Auffassung war seine Überzeugung, dass die völkisch national inspirierte Subjektivität wesentlicher als Geschichtsforschung sei.

„Historiker sollten nicht nur subjektiv sein, sondern auch patriotisch und ‚rassisch‘ denken: sie sollten sich der psychischen Faktoren in der Geschichte der Völker voll bewusst sein.“<sup>8</sup> Dabei sei es die deutsche Kunst, ihre Erhabenheit und Reinheit, wie sie etwa Richard Wagner verkörpere, die das deutsche Wesen ausmache.

Bevor ich gleich mit einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Kulturpessimismus fortfahre, noch ein Hinweis auf die Bauernideologie in Goslar:

„Die geistige Macht dieses bäuerlichen Blutes, die die deutsche Weltanschauung und Lebenshaltung formte, hat naturgemäß die Entwicklung der deutschen Kultur entscheidend beeinflusst. Bäuerliches Blutes ist das ahnungsvolle Wesen aller hohen deutschen Kunst, die hinter den Erscheinungen dieser Welt in einem ewigen ‚Stirb und Werde‘ leben und wirken. ... Ein Gang durch die Straßen unserer Reichsbauernstadt Goslar zeigt die innige Wechselwirkung zwischen dem bäuerlichen Blutes und deutscher Kultur. Die hochgiebeligen Fachwerkhäuser reden die Sprache des Landes. Ob sie die Formenelemente der Gotik, der Renaissance oder des Barocks aufgenommen haben und wunderbaren Schmuck handwerklicher Kunst zeigen, ... Der bäuerliche Grundcharakter des Goslarer Bürgerhauses ist unbedingt geblieben. Und wenn ihr näher hinseht, findet ihr immer wieder in den reich geschnitzten Balken die Symbole germanisch-bäuerlicher Weltanschauung, die Sonnenrose, den Lebensbaum, die Siegrune, die Odalsrunen, das Hakenkreuz in den verschiedenen Abwandlungen.“<sup>9</sup>



Marcel van Eeden: Braunschweig, ehemalige „Akademie für Jugendführung der Hitlerjugend“, heute „Braunschweig-Kolleg“

Dieser echte Volkskörper als rassische, auf dem bodenständigen, erbgutsichernden Bauerntum basierende Kampfeinheit, die sich gegen alles Fremdblütige – dass mit Schmarotzer die jüdische Rasse gemeint war, wusste damals jeder – mit völkischer Tatkraft, blutsererbt von den Ahnen, durchzusetzen hatte, hätte sich also auch in Goslar vergegenständlicht.

Solch kulturhistorischer Unfug wurde beflissen von den einheimischen Eliten aufgesogen und weiterverbreitet. Der traditionelle Stadtführer, eine gediegene Informationsbroschüre zu Geschichte, Kultur und Wirtschaft Goslars und seiner Umgebung, redigiert von dem Geschichtslehrer Dr. Carl Borchers, nahm die Bauernhuldigungen auf und integrierte sie in die eigene hergebrachte Vorstellung von Goslarer Geschichte. Eine bürgerlich geprägte „Freie Reichs- und Hansestadt“, wie sie sich genannt hatte, wurde einer Germanisierung und Verbäuerlichung unterzogen. Borchers schrieb:

„Goslar ist der Mittelpunkt und der Kern der Geschichte des deutschen Bauerntums und darum wie keine andere Stadt geeignet, der Sitz der Führung dieses deutschen Bauerntums zu sein. Inmitten steinerner Zeugen schöpferischen, deutschen Kulturwillens, inmitten einer wurzelechten, deutschen Bevölkerung wird die gewaltige Aufgabe gelöst werden, das deutsche Bauerntum als die ewige Blutsquelle des deutschen Volkes und den Träger des Hochziels der deutschen Nahrungsfreiheit in seinem Bestande zu sichern, zu erhalten und weiterzuentwickeln.“<sup>10</sup>

So ging das in einem fort, und zwar nicht nur zu den Bauerntagen und den kurzen Erntedankjubiläen, sondern im wahren Sinn des Wortes täglich. Diese Ta-

gesarbeit wurde nicht vom Reichsnährstand geleistet, sondern das erledigten die Teile der einheimischen Eliten, die sich öffentlich zu Wort melden konnten: die Zeitungen, die geschichtlichen Clubs und Vereine etc. Die kulturelle und politische Elite ergötzte sich an ihrer unerwarteten Größe.

### Kulturpessimismus und seine Wiedergänger

Nun stellt sich in Zusammenhang mit dieser Ausstellung und den Intentionen des Künstlers die Frage, was der NS-Bauernmythos mit Julius Langbehn zu tun hat. Rembrandt der Erzieher war für Langbehn ein Bauer als geistiger Idealtyp vom deutsch-germanischen Menschen. Des Bauern Männlichkeit und Kraft, seine Einfachheit und Unverbildetheit waren fleischgewordenes Symbol „für alles, was in der Gesellschaft unbefleckt, charaktervoll und verwurzelt geblieben war“. Denn seine größte politische Tugend sei die freudige Unterordnung – in einer neu zu gestaltenden Ständegesellschaft unter Führung des Adels. Im Gegensatz zu den aus Aufklärung und den Verwerfungen der französischen Revolution hervorgegangenen Untugenden des modernen Deutschen, verkörpere der Bauer Einfachheit, Kraft, Natur, Volkstum, deutsche Kunst, deutsche Geschichte, deutsche Gemeinschaft.

Und – auch hier seine Parallele zu seinem Rembrandtbild: das wahre Bauerntum siedelt in Niederdeutschland; hier in der nordwestdeutschen Ebene hätten die edelsten und urwüchsigsten Bauern gelebt, hier seien die Traditionen des Bauerntums, die Bräuche und Trachten, der Dialekt und der Glaube noch lebendig.“<sup>11</sup>

Die Figur des Bauern erhält bei Langbehn eine zentra-

le Funktion: Sein Urigsein und seine Einfachheit prädestinieren ihn zum Gegenpart von Intellektualismus und eine die wahre Welt verfälschende Wissenschaft:

„Es kann am Ende doch noch sein, dass der Bauer den Professor totschlägt; dass das Urwüchsige in der Natur des Deutschen das Gekünstelte in derselben überwiegt und überwindet.“<sup>12</sup>

Ich will Sie nicht weiter mit vergangener Bauerntümlei behelligen, nur zwei Aspekte näher skizzieren: Warum nur waren den Kulturpessimisten des ausgehenden 19. Jahrhunderts und den Nazis die Bauern so wichtig? Für erstere kann gelten: Im pathologischen Unbehagen an der politischen, ökonomischen, technischen und kulturellen Moderne suchte man nach Objekt und Subjekt von Gegenentwürfen. Objekt war die Natur, das Natürliche, auch oft genannt das Organische – also etwas, was außerhalb der diffus und bedrohlich wirkenden gesellschaftlichen Widersprüche verortet wurde.

Als Subjekt wurde der schaffende Mensch als Teil des Kreatürlichen ausgemacht, personifiziert im Bauern und Handwerker. Gemeint war dabei nicht der sich auf dem Feld oder in der Werkstatt abrackernde Mensch, sondern eine naturformende schaffende Vision, die als Lichtgestalt des Kulturpessimismus seinen völkisch radikalnationalistischen Gegenentwurf zur zersetzenden Realität des politisch-kulturellen Liberalismus, des ökonomisch aufblühenden Finanzkapitals und des schmarotzenden Judentums bilden sollte.

Für die Nazis bildete der Bauer in seiner jahrhundertlangen Verbundenheit mit dem Boden, die die Erhaltung reinen Blutes ermöglicht hätte, den Urgrund der arischen Rasse. Der blutreine germanisch kriegerische Bauernadel verkörperte die völkische Kraft des Nationalsozialismus. Und dies nur am Rande: Dieser müsse gezielt gezüchtet werden, um die Unreinheiten von Rasse-mischungen aus der Geschichte zu korrigieren. Richard Walther Darré und Heinrich Himmler waren erfüllt von der Verwirklichung der Vision einer Herstellung von Blutreinheit. Ich brauche Ihnen die Physiognomie dieser Heroen nicht zu schildern, sie kennen sie alle von zeithistorischen Abbildungen. Der Bauer ist also das Subjekt einer Geschichte von Rassekämpfen, die sich nun im Nationalsozialismus verwirklichte, weil dieses System die zersetzenden, unwürdigen und schmarotzenden Rassen – allen voran die Juden – vernichten werde und die Herstellung der Herrschaft des Herrenmenschen auf dem Globus erreichen werde. So lautet die Essenz nationalsozialistischer Geschichtsauffassung zum Bauerntum. Sie ist ein Glaubensbekenntnis, das mit Mitteln totalitärer Machtpropaganda zur Realität werden sollte. Ich konzentriere mich heute auf diesen Zweig nationalsozialistischer Geschichtsideologie, weil Bauern Thema in dieser Stadt waren. Ein Hinweis sei deshalb gemacht: Die nationalsozialistische mythische Heroisierung des Deutschen Arbeiters und deutscher Arbeit ähnelte der Bauernmythologie in ihrem rassistischen Charakter spiegelbildlich. Ich glaube, wir müssen uns heute noch damit beschäftigen, wie dieses quasireligiöse Bekenntnis überhaupt akzeptiert werden konnte. Was trieb – und hier sind in erster Linie die kulturellen und intellektuellen Eliten in Stadt und Land gemeint – die Menschen an, wider allem Wissen und allem Erlernten solch einen Unsinn aufzusaugen und zu verbreiten. Wir sind bei dieser Frage

gar nicht so weit von der Gegenwart entfernt. Alternative Wahrheiten, Fake Facts und Verschwörungsideologien machen die Runde, werden für wahr gehalten, manche Intellektuelle entwickeln zunehmend satanische Freude an diesem Prozess der Zersetzung von Wirklichkeit und Umdeutung von Geschichte, wie wir es lange nicht erlebt haben.

Wir schauen auf eine historische Situation, in der die kulturellen und moralischen Einstellungen der Gesellschaftsglieder zerbröselten, als die Bindungen an die Klasse aufgelöst wurden und amorphe Massen sich herausbildeten. Allgemein geht es dabei um das, was wir seit Emile Durkheims Untersuchungen als Anomie bezeichnen, Normlosigkeit.

Gemeint ist der Verlust von sozialen, kulturellen und politischen Bindungen an Menschen als unseresgleichen, an intersubjektive Regeln oder Normen der Wechselseitigkeit oder Reziprozität, im Extremfall eine soziale Orientierungs- und Bindungslosigkeit überhaupt, die von nahezu vollständiger Apathie bis zur aggressiven Reduktion anderer Menschen auf beliebig verfügbare Objekte oder Instrumente für eigene Bedürfnisse reichen kann. Kurz: anomischen Prozessen und Verhaltensweisen liegt ein Bruch mitmenschlicher oder zwischenmenschlicher Bindungen und Solidaritäten zugrunde.

Es hatte sich eine mächtige Bewegung jenseits der Regeln und Verfahren gewohnter Politik und jenseits überlieferter Normen des Klassenkampfes sowie allgemein-humaner Moral etabliert, die ihre Parolen und Straftaten in gewaltsame Herrschaftspolitik verwandelten. Die innere Rechtfertigung für die Taten im damaligen Jetzt lieferte die Geschichte, die sich nun in ihrer transzendenten Vorsehung verwirklichte.

Heute leben wir in einer politisch-mentalenen Situation, in der immer wieder die Spaltung der Gesellschaft beklagt wird, ganz so, als wollten wir eine Gemeinschaft der Deutschen zurück. Sozial gespalten ist eine Klassengesellschaft immer. Diese Spaltung auszuhalten und mit Kompromissen, Pflege kultureller Vielfalt und Wille und Fähigkeit zu Toleranz lebbar zu machen, bietet diese demokratische Republik an. Dabei gilt es heute, den unübersehbaren gefährlichen anomischen Tendenzen einen Tatwillen zukunfts-gewandter gesellschaftlicher Perspektiven entgegenzuhalten. Geschichte, als Wissenschaft betrieben, kann auf diesem steinigem Weg hilfreich sein.

1 Walter Heuer, Goslar im tausendsten Jahr, Bergkalender 1923, Seite 44.

2 Goslarsche Zeitung vom 8. 1. 1930.

3 Harz und Heimat vom 8. 12. 1932.

4 Harz und Heimat vom 23. 2 u. 16. 3. 1933.

5 Harz und Heimat vom 1. 6. 1936.

6 Carl Borchers, in: Goslarführer, 1939, Seite 8.

7 Werner Willikens: Nationalsozialistische Agrarpolitik, München 1931 (2), Seite 4.

8 Fritz Stern: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, Neuausgabe Stuttgart 2005, Seite 178.

9 Wilhelm Meinberg, in: Goslarsche Zeitung vom 19. 11. („Neb-lung“) 1934, unter der Titelzeile: „Schlusstag des Bauerntums. Gewaltiges Bekenntnis zum Bauerntum – Meinberg und der Reichsbauernführer sprachen.“

10 Stadtführer Goslar, verantw. Carl Borchers o. J. (wahrscheinlich 1937 oder 1938), Seite 13–15.

11 Stern, Seite 205.

12 Langbehn, zit. nach Stern, Seite 205.

# Weltanschauliche „Schulungen“: Goslar, Darré und der Verlag Blut und Boden

von Oliver Turk



Der Eingang zum Verlag Blut und Boden in der Bäckerstraße 22. (Stadtarchiv Goslar)

Der Verlag Blut und Boden war ein zentraler Bestandteil der Propagandamaschinerie des Nationalsozialismus, der die völkisch-rassistische „Blut und Boden“-Ideologie verbreitete. Der Verlag wurde 1934 von Richard Walther Darré in Berlin gegründet und 1935 nach Goslar verlegt.<sup>1</sup> Der Verlagssitz befand sich in der Bäckerstraße 22. In der nationalsozialistischen Agrarpolitik und rassistischen Ideologie nahm Goslar eine prominente Stellung ein und entwickelte sich zur symbolträchtigen Reichsbauernstadt, einem Zentrum des nationalsozialistischen deutschen Bauerntums. Die im Verlag Blut und Boden veröffentlichten Werke hatten das Ziel, das deutsche Bauerntum als Bewahrer der „nordischen Rasse“ zu verherrlichen und die nationalsozialistische Verbindung von Blut und Boden tief in der Gesellschaft zu verankern.<sup>2</sup> Die Veröffentlichungen des Verlages bildeten dabei ein wesentliches Mittel der NS-Propaganda.

## „Blut und Boden“ als Kern der nationalsozialistischen Ideologie

Die Ideologie von Blut und Boden war tief in der völkischen Bewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verwurzelt und wurde im Nationalsozialismus zur Rechtfertigung der Rassenpolitik und der Agrarreformen herangezogen. Sie basierte auf der Vorstellung, dass die vermeintlich rassische Reinheit eines Volkes und seine

Stärke aus der engen Bindung an das Land resultieren. Der Boden war in dieser Ideologie nicht nur eine wirtschaftliche Ressource, sondern eine Quelle der „Volkskraft“ und der „rassischen Erneuerung“. Demgegenüber stand die Stadt, die oft in der NS-Propaganda als Ort des Verfalls, der „Entartung“ und der Dekadenz dargestellt wurde.<sup>3</sup>

Die Nationalsozialisten betrachteten die Bauern als moralisches und biologisches Rückgrat des deutschen Volks. Die bäuerliche Lebensweise sollte die Verbindung zwischen „Blut“ (Rasse) und „Boden“ (Land) sichern und das Bauerntum wurde als Hort der Reinheit und Gesundheit angesehen. Diese Idealisierung des Bauerntums fand ihren Ausdruck in politischen Maßnahmen wie dem Erbhofgesetz von 1933, das verhindern sollte, dass landwirtschaftliche Güter zersplittert und verkauft wurden. Bauernhöfe wurden als unantastbares Erbe betrachtet, das von Generation zu Generation weitergegeben werden sollte, um die „nordische Rasse“ zu bewahren.<sup>4</sup>

## Richard Walther Darré und die NS-Agrarpolitik

Die zentrale Figur hinter der „Blut und Boden“-Ideologie war Richard Walther Darré, SS-Obergruppenführer, Reichsbauernführer, und Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft. Darré, ein ideologischer Vordenker



Das Gemälde von Hans Lindemann aus dem Jahr 1938 zeigt Walther Darré in SS-Uniform. (Privatarchiv O. Turk)

des Nationalsozialismus, sah die Stärkung des Bauerntums als Schlüssel zur Erhaltung der „nordischen Rasse“. In seinen Büchern „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse“ (1928) und „Neuadel aus Blut und Boden“ (1930) argumentierte er, dass die Bauern die besten Bewahrer des germanischen Blutes seien und das Land, das sie bewirtschafteten, als Lebensraum für die „nordische Rasse“ unverzichtbar sei.<sup>5</sup>

Unter Darrés Führung wurden die Bauern zur politischen und ideologischen Grundlage des Nationalsozialismus stilisiert. Sie sollten nicht nur die Nahrungsmittelversorgung sichern, sondern auch die „rassische Erneuerung“ des deutschen Volkes gewährleisten.

## Die Bedeutung von Goslar als Reichsbauernstadt

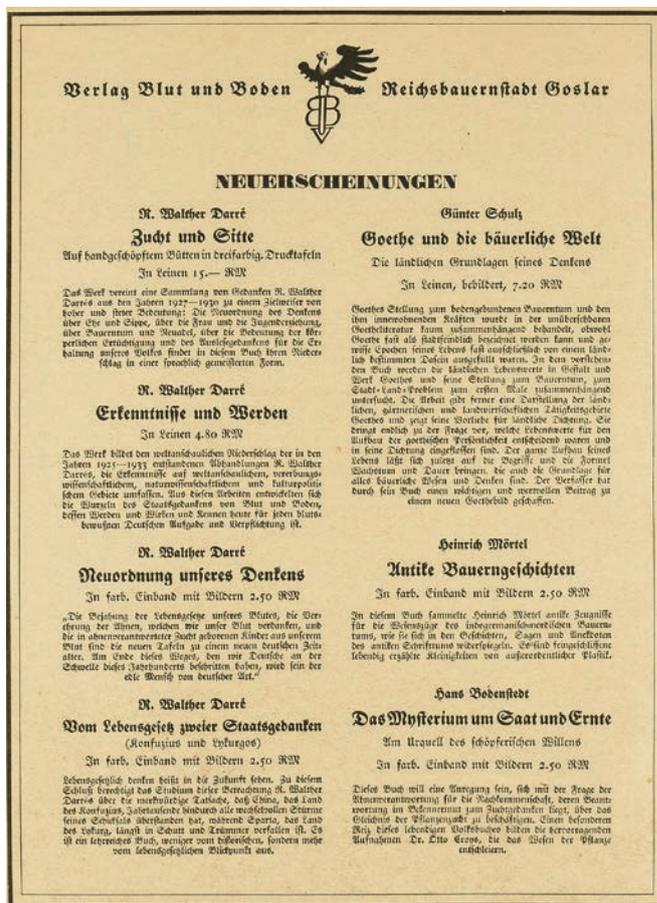
Die Wahl von Goslar als Standort des Blut und Boden Verlags war eng mit der Bedeutung der Stadt in der Weltanschauung Darrés verknüpft. 1936 wurde Goslar offiziell von ihm zur Reichsbauernstadt ernannt – ein Titel, der die Stadt zu einem Symbol der nationalsozialistischen Bauernbewegung machte. Die Entscheidung war auch beeinflusst von esoterischen und historischen Überlegungen, insbesondere durch den Einfluss des österreichischen Esoterikers Karl Maria Wiligut, der Goslar als ein zentrales Heiligtum der Germanen betrachtete. Zudem sah Darré in der Stadt eine Verbindung zur germanischen Frühzeit und den sächsischen Kaisern. In der NS-Propaganda wurde Goslar als Musterbeispiel eines ländlichen, bäuerlich geprägten Deutschlands dargestellt, das die Verbindung zwischen „Blut und Boden“ verkörperte.

In den Jahren 1934, 1935, 1936 und 1938 fanden in Goslar die Reichsbauerntage statt, bei denen das Regime seine Politik der „rassischen Erneuerung“ und der Agrarreformen feierte. Diese Ereignisse waren bedeutende Propagandaveranstaltungen, die die Rolle der Bauern in der nationalsozialistischen Ideologie hervorhoben und gleichzeitig die Landbevölkerung mobilisieren sollten. Goslar sollte somit nicht nur ein politisches, sondern auch ein kulturelles Zentrum der nationalsozialistischen Agrarpolitik sein.<sup>6</sup> Mit Ausbruch des zweiten Weltkriegs wurden die Reichsbauerntage eingestellt.

## Der Verlag Blut und Boden und die Rolle von Büchern in der NS-Propaganda

Bücher waren im nationalsozialistischen Staat essenziell für die Verbreitung und Festigung der Ideologie. Sie dienten nicht nur zur direkten politischen Schulung, sondern auch zur emotionalen und moralischen Indoktrination der Bevölkerung. Das NS-Regime erkannte das Potenzial des geschriebenen Worts und nutzte Bücher gezielt, um die Weltanschauung der Menschen zu beeinflussen und das nationalsozialistische Gedankengut in allen Bevölkerungsschichten zu verankern.

Der Verlag Blut und Boden veröffentlichte eine Vielzahl von Werken, die die Ideologie der nationalsozialistischen Weltanschauung verbreiteten und das ländliche Leben glorifizierten. Diese Literatur war sowohl für die ideologische Formung der Landbevölkerung als auch für die städtischen Leser von Bedeutung, da sie das Bild



Zeitgenössische Anzeige des Verlag Blut und Boden Goslar. Die Publikationen des Verlages dienen als Lehrmaterial an der Bauernhochschule Goslar. (Archiv O. Turk)



Zeitgenössischer Umschlag der Monatsschrift Odal. (Archiv O. Turk)

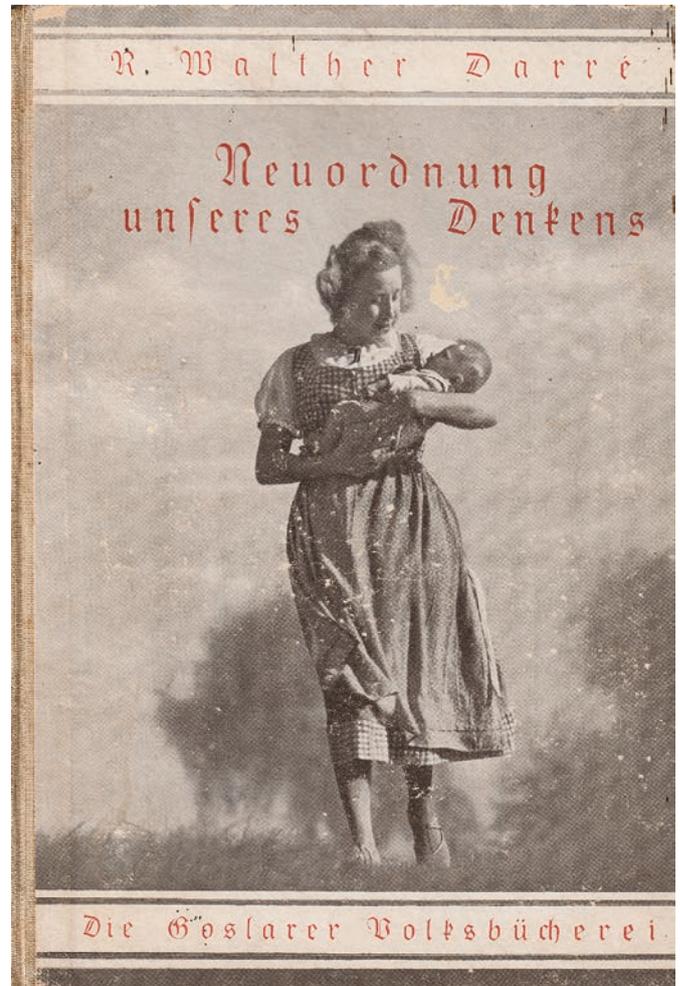
eines ländlichen Deutschlands verbreitete, das als moralisch überlegen und rassistisch rein dargestellt wurde.

Neben belletristischen Werken veröffentlichte der Verlag auch politische und antisemitische Schriften, die die rassistischen Theorien des Regimes untermauerten. Diese Schriften waren darauf ausgelegt, die intellektuelle und pseudowissenschaftliche Grundlage für die nationalsozialistische Rassenpolitik zu liefern. Sie erklärten die angebliche Überlegenheit der „nordischen Rasse“ und betonten die Notwendigkeit, das Bauerntum zu stärken, um die rassistische Reinheit des Volkes zu wahren.<sup>7</sup> Diese Publikationen waren nicht ausschließlich für die wissenschaftliche Elite gedacht, sondern auch für ein breiteres Publikum. Ein Beispiel dafür ist die Zeitschrift „Odal – Monatsschrift für Blut und Boden“. Diese Zeitschrift war reich bebildert und stark von Darrés Ideologie beeinflusst. In einer zeitgenössischen Werbeanzeige wird dies deutlich: „Odal, die führende Zeitschrift des deutschen Bauerntums, dient dem Staatsgedanken von Blut und Boden. Die Arbeit der Zeitschrift geht aus von den Worten des Reichsbauernführers: Ohne Landwirtschaft hungert das Volk! Ohne Bauerntum stirbt das Volk!“<sup>8</sup>

Die Zeitschrift nahm oft Bezug auf die Geschichte Goslars und deutete diese im Sinne ihrer ideologischen Perspektive.<sup>9</sup> Im Jahr 1938 gelang es Darré, dem Herausgeber der Zeitschrift, den Oberbürgermeister von Goslar in den Aufsichtsrat des Verlages Blut und Boden zu holen.<sup>10</sup> Zudem wurde die Veröffentlichung eines Buches über Goslar in diesem Verlag arrangiert. Dieses Buch sollte anschließend von der Stadt an wichtige Vertreter verschenkt werden.<sup>11</sup> Eine der auflagenstärksten Abhandlungen Darrés, „Neuordnung unseres Denkens“, wurde 1940 im Tochterverlag „Goslärer Volksbücherei“ veröffentlicht. In dieser Schrift forderte Darré eine „Blut und Boden“-basierte Gesellschaft, in der die Züchtung der „nordischen Rasse“ zentral sei. Die deutschen Bauern galten in dieser Schrift als genetische Elite und durch kontrollierte Fortpflanzung sollte eine homogene „aufgenordete“ Gesellschaft entstehen.<sup>12</sup> Dies heißt im Umkehrschluss, dass „unwertes Leben“ aussortiert werden sollte. Darré vertrat somit ganz klar die Maßnahmen der sogenannten „Euthanasie“. Bereits im Herbst 1941 erreichte die Veröffentlichung eine Auflage von 200.000 Exemplaren<sup>12</sup> und wurde vom SS-Hauptamt zur ideologischen Schulung genutzt.<sup>13</sup> Dies zeigt, dass der Verlag Blut und Boden Goslar besonders für die weltanschauliche Schulung der SS bedeutend war.

Auch die Dorfsippenbücher wurden vom Verlag Blut und Boden herausgegeben. Im Kontext der Weltanschauung Darrés dienten sie der genealogischen Dokumentation zur Sicherstellung der „völkischen Homogenität“ des deutschen Bauerntums sowie zur ideologischen Verknüpfung von Blut und Boden.

Im Jahr 1941 erwarb der Verlag mehrere Immobilien in der Bäckerstraße und am Werderhof. Noch vor der Absetzung Darrés gelangt es, dieses Vermögen zu sichern. In den 1950er Jahren wurden erfolgreiche Anstrengungen unternommen, dieses Kapital durch Verkäufe wieder freizusetzen. Der Autor und Darré-Biograf Horst Gies vermutet, dass mit diesem Geld die für die Geschichtswissenschaft bedeutsamen Tagebücher Darrés gekauft und nach einer entsprechenden Umschreibung vernich-



Diese Schrift Darrés diente als Standardwerk in der weltanschaulichen Schulung der SS. (Archiv O. Turk)

tet wurden. Horst Gies stand in den 1960er Jahren kurz davor, diese Tagebücher im Auftrag des Bundesarchivs von Darrés Witwe zu erwerben, doch kurz vor dem Abschluss wurde er von ehemaligen Kameraden und Weggefährten Darrés überboten.<sup>15</sup> Diese hatten einen Verein, den Darré 1941 in Goslar gegründet hatte, 1953 wiederbelebt und dadurch die Erträge der Immobilien reaktiviert.<sup>16</sup> Über diesen Verein wird der Verfasser in naher Zukunft berichten.

1 Goslarsche Zeitung, 3.11.1938

2 Vgl. StA GS Reponierte Registratur Abt. 1, Fach 65, Nr.14

3 Vgl. Gies, Horst: Richard Walther Darré. Der „Reichsbauernführer“, die nationalsozialistische „Blut und Boden“-Ideologie und Hitlers Machteroberung, Wien, Böhlau Verlag, 2019, S. 161 ff

4 Vgl. Wenzel, Fritz: R. Walther Darré und seine Mitkämpfer, Berlin, De Wo Verlag Volksbuch GmbH, 1934, S. 7 ff

5 Reischle, Hermann: Reichsbauernführer Darré, Berlin, Verlag Zeitgeschichte, 1935, S. 33ff

6 StA GS B.56/77

7 StA GS Reponierte Registratur Abt. 1, Fach 65, Nr.14

8 Anzeige Odal Monatsschrift für Blut und Boden, Archiv O. Turk

9 Odal Monatsschrift für Blut und Boden, Goslar, Blut und Boden Verlag Goslar GmbH, 1942, S. 381 ff

10 StA GS Reponierte Registratur Abt. 1, Fach 65, Nr.14

11 StA GS Reponierte Registratur Abt. 1, Fach 65, Nr.14

12 Vgl. R.W. Darré: Neuordnung unseres Denkens, Goslar, Goslärer Volksbücherei, 1941

13 NS-Landpost, F. 36, 5 September 1941, S.13

14 National Archive MD NL Darré Nr. 243

15 Gespräch mit Horst Gies, Goslar 17. April 2023

16 StA GS NL Darré Nr. 459

# Das Rathaus auf interaktivem Bildschirm und in Buchform



Fotos: Piegsa

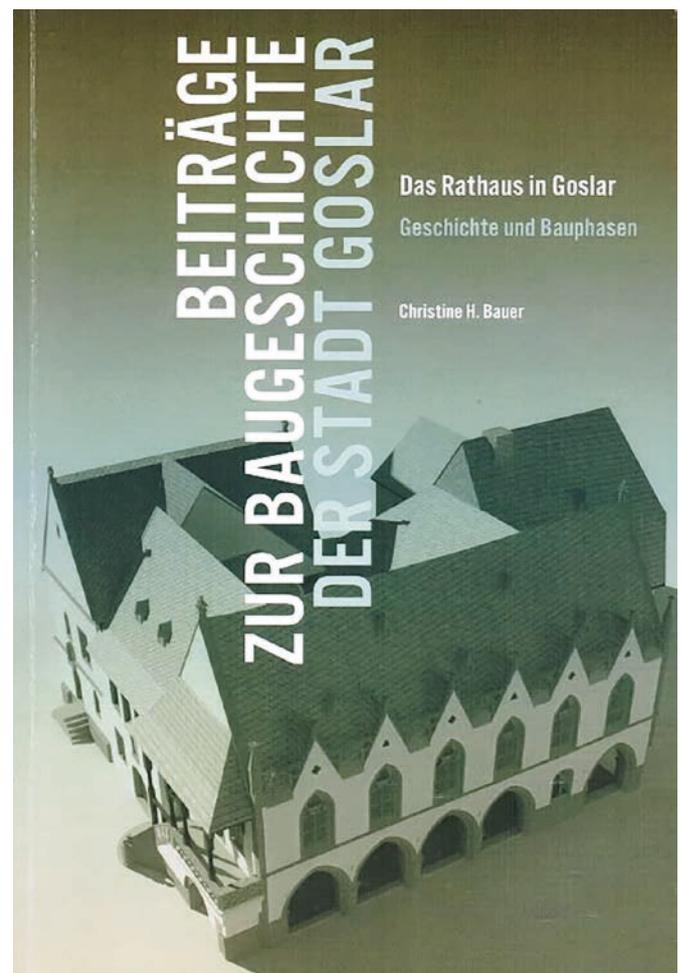


Wohl die wenigsten Goslarer Einwohnerinnen und Einwohner werden es bemerkt haben: Die Stadt Goslar hat in Persona von Frau Dr. Christine Bauer eine beeindruckende interaktive Präsentation über die Baugeschichte des Rathauses erstellen lassen. Sie ist seit einigen Monaten auf großem Bildschirm mit verschiedenen virtuellen Rekonstruktions-Sequenzen im feuchtegeschädigten Keller des sanierten Rathauses zu sehen, leider aber nicht zu hören: Mit deutschen und englischen Untertiteln wird das Gebäude dreidimensional und in Bewegung so gezeigt, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelte. Auch wenn das Rathaus über dem Keller schwebend ohne die angrenzenden Platz- und Straßenflächen etwas isoliert wirkt: Die Szenen sind aufschlussreich und gut animiert – ein Muss für jeden an Goslar Interessierten. Und eingreifen kann der Benutzer auch: Ein dreidimensionales Modell lässt sich drehen, Ratsdornse und Ratsdiele können virtuell betreten werden. Das historische Rathaus, Inbegriff der jahrhundertelangen bürgerlichen Selbstverwaltung der Stadt, wird nun nicht mehr ausschließlich vom Welterbezentrums bespielt, sondern in hervorragender Weise selber dargestellt.

Zeitgleich ist ein Buch zur Geschichte und zu den Bauphasen des Rathauses, verfasst von der Welterbebeauftragten Dr. Christine H. Bauer, erschienen. Informativ, mit vielen Abbildungen versehen, aber nicht durchgehend leicht zu lesen. Leider wird wieder einmal die Mär von der Gründung Goslars durch Heinrich I. erzählt, der mal eben zum Kaiser befördert wird (Seite 12). Dass der Brunwordeskeller am heutigen Fleischscharren lag, stellte Frau Sieglinde Bauer bereits in der letzten Ausgabe der Stadtgeschichten richtig (Seite 12). Die nette aber falsche Geschichte der Lutherrosen am Ausgang des Rathauses widerlegt ein Blick auf die Seite der Evangelischen Kirche Deutschlands: [www.ekd.de](http://www.ekd.de). Dort wird die Geschichte der Lutherrosen und deren tatsächliches Aussehen unter Glauben/Reformation/Lutherrose ausführlich beschrieben. Aber das sind Randnotizen. Schwerwiegender ist, dass die archäologischen Untersuchungen und die jüngst durchgeführten Umbaumaßnahmen vergeblich in der Broschüre gesucht werden. Dabei ist doch die gerade durchgeführ-

te Sanierung mit der Überbauung des Innenhofes eine Bauphase, die für das Verständnis des heutigen Gebäudes nicht außer Acht gelassen werden kann. Wie auch immer: Es ist erfreulich, dass es eine erste Aufarbeitung der Baugeschichte unseres Rathauses gibt.

Günter Piegsa



Christine H. Bauer: das Rathaus in Goslar – Geschichte und Bauphasen, Clausthal-Zellerfeld 2024, 16 x 23,4 cm, 82 Seiten, 12 €; zu erwerben im Kulturmarktplatz Goslar und in der Tourist-Information.

# Die Glasfenster im historischen Rathaus



Rathausdäle mit ihren Glasfenstern beim Besuch der Kirchenleitungen aus Hannover, Sachsen und Braunschweig. (Quelle: Helmut Liersch)

Zum vermeintlichen Stadtjubiläum 1922 wurden die Innenräume des Rathauses umfassend renoviert. In ihrem jüngst erschienenen Buch „Das Rathaus in Goslar – Geschichte und Bauphasen“ geht die Autorin Dr. Christine H. Bauer hierauf kurz ein und schreibt zu den Fenstern der Ratsdiele: „Weiterhin schenkte der Hannoversche Städteverein zum Stadtjubiläum eine künstlerische Verglasung der neugotischen Ratsdielenfenster, die heute noch vorhanden ist. Die einzelnen Fenster, die erst 1929 eingebaut wurden, greifen dabei die wesentlichen Etappen der Goslarer Stadtgeschichte auf. Die Erzählung reicht von der mutmaßlichen Gründung der Stadt durch Kaiser Heinrich I. im Jahr 922 bis zur Übergabe der Stadtgeschäfte an den preußischen Staatskommissar Freiherr von Dohm durch Bürgermeister Siemens im Jahr 1802.“

So wie die Ausmalung der Kaiserpfalz durch Hermann Wislicenus der Glorifizierung der deutschen Geschichte

und der Legitimierung der Herrschaft Preußens dienen soll, beinhalten auch die Fenster des Rathauses eine Botschaft. Unter dem Titel „Geschichtsklitterung im historischen Rathaus“ berichtete Helmut Liersch in der Goslarer Zeitung vom 28. 4. 2016 und anschließend in dem kleinen Sammelband „REFORMATION! - 26 überraschende Einblicke mit historischen Fakten aus Goslar“, Goslar 2018, S. 33–36, über das Fenster, das in verletzender Polemik und ideologisch verzerrt den Abschluss des Riechenberger Vertrages darstellen soll. Eine überarbeitete Fassung des Artikels finden Sie anschließend. Nach dessen Erstveröffentlichung ließ die Stadtverwaltung zusätzlich ein erläuterndes Schild am Fenster anbringen. Es ist heute nicht mehr vorhanden – auch das ist eine Aussage.

Günter Piegsa

## Antisemitismus auf buntem Glas

von Helmut Liersch

Zugegeben: Man kann das übersehen! Quietschbunt sind sie allesamt, die Glasfenster der Goslarer Rathausdiele. Sie stellen Szenen aus der Stadtgeschichte dar. In den Giebelfenstern zeigen sie die Wappen der Mitglieder des Hannoverschen Städtebundes, der sie gestiftet hat. Anlass dafür war die Tausendjahrfeier der Reichsstadt 1922, der Einbau erfolgte 1928. Alle Scheiben sind so stark farbig und kleinteilig, dass einem über dem Gesamteindruck die Details entgehen können. Bei der Fahndung nach einer Darstellung der Reformationszeit sucht man vergeblich etwas über die Einführung der neuen Lehre 1528. Stattdessen stößt man auf eine Erinnerung an das Jahr 1552. Die Bildunterschrift thematisiert eine der dunkelsten Stunden der Stadt: „Im schädlichen Vergleich zu Riechenberg nimmt der Herzog Goslar Forst und Berg und vernichtet den Wohlstand der Stadt“ steht da auf Glas geschrieben. Das Goslarer Trauma! Die Auseinandersetzung mit Heinrich dem Jüngeren hatte sich über Jahrzehnte hingezogen. Die Stadt sah ab 1524 ein finanzielles Desaster auf sich zukommen, weil

der Wolfenbütteler Herzog alte Rechte am Rammelsberg aus der Zeit seiner Vorfahren einforderte. 1527 zerstörten Goslarer Bürger unter Führung des Bürgermeisters die Klöster rings um die Stadt, womit eine Belagerung von dort aus erschwert werden sollte. Dieser Gewaltakt, der mit Plünderungen einherging, war ein Rechtsbruch. Die Stadt geriet unter Druck, suchte Verbündete und fand sie in den evangelisch gewordenen Territorien. Ganz gegen ihren Willen nahmen es einige Mitglieder des Rates in der Folge hin, dass ihre Stadt sich der Sache Luthers anschloss: Nur so, glaubten sie, könne man sich gegen den zu allem entschlossenen Wolfenbütteler wehren. Das Verhalten der Goslarer führte letztlich zur Verurteilung auf Reichsebene. 1552 holte sich Heinrich mit Gewalt das, was ihm seiner Meinung nach zustand: Der Riechenberger Vertrag wurde Goslar aufgezwungen.

Es leuchtet ein, dass diese ereignisreiche Episode einen Platz in der städtischen Erinnerungskultur bekommen hat. Und es scheint nicht verkehrt, die auf der Däle tagenden Ratsmitglieder von heute anhand der politi-



Antisemitisches Glasfenster von 1928 im Goslarer Rathaus: Heinrich der Jüngere 1552, hinter ihm eine Person, die an Judas, den Verräter Jesu, denken lassen soll. (Foto: Liersch)

schen Katastrophe von damals ihre Verantwortung vor Augen zu führen. Nur: Was machten die Auftraggeber und der Künstler in den späten 1920er Jahren aus dem Thema? Sie „aktualisierten“. Das entsprach einem Trend in jener Zeit der Weimarer Republik. Es war die Stilrichtung der „Expressionistischen Kirchenmalerei“ angekommen. Historische Motive wurden mit den Ereignissen des Ersten Weltkrieges in Zusammenhang gebracht. Einer der Vertreter dieses Trends war Hans Zepter. In der Kölner Kirche St. Peter gab es vor Jahren die Diskussion, ob man seine dort wieder freigelegten Deckenmalereien nicht besser entfernt. Grund: Die Darstellungen sind eindeutig antisemitisch. Genau diesen Hans Zepter hatte man für Goslar beauftragt. Und tatsächlich finden wir auf dem genannten Fenster die typische „Aktualisierung“! Zepter gibt dem feindlichen Herzog ein Aussehen, das an die Juden-Karikaturen der 1923 gegründeten antisemitischen Hetzschrift „Der Stürmer“ erinnert. Und für alle, denen das nicht deutlich genug ist, stellt der Künstler dem Monarchen eine biblische Figur in den Rücken. Es ist Judas, der Verräter Jesu. Er trägt den Geldbeutel mit den Silberlingen in der Hand. Er ist gelb gewandet und trägt damit die Farbe, mit der Juden seit dem Mittelalter diskriminiert werden.

Warum gibt es an dieser so herausragenden Stelle

eine solche antisemitische Entgleisung? Die „Antwort“ findet sich auf dem Helm des Soldaten im oberen Bildfeld. „VERSAILLES“ steht dort. Aha! Der Goslarer, der 1928, dem 400. Jubiläum der Reformation der Stadt, erstmals dieses Bild betrachten konnte, verstand sofort! Der Vertrag von Riechenberg 1552 war genau so ein „Schandvertrag“ wie der Friedensvertrag von Versailles 1919 nach dem Ersten Weltkrieg. Schuld am Krieg waren nicht „wir“, sondern andere: „die Sozialdemokraten“, „das Weltjudentum“. So wie „wir“ damals nicht schuld waren, sondern der Wolfenbütteler Herzog und die Katholiken. Es handelt sich also im Goslarer Rathaus um eine zeitgenössische Darstellung der „Dolchstoßlegende“ und des Geschichtsrevisionismus. Es sind jene Themen, die Adolf Hitler groß werden ließen. Einem der bekanntesten Journalisten der 1920er-Jahre verdanken wir die Kenntnis, dass diese Thematik die Gemüter in der Kaiserstadt erregte. Weihnachten 1923 hielt sich Kurt Tucholsky im Hotel Achtermann auf. Über der Tür registrierte er ein Plakat mit der Aufschrift „Denkt an die Schande von Versailles!“ Die Stimmung im Lokal beschreibt er so: „Nicht eine Spur von Selbsteinkehr, nicht ein Lichtlein Demut, Selbstkritik, Blick nach innen – vielmehr ein dummdreistes Geschrei gegen den Erbfeind, ein Gassenantisemitismus ...“

# „Das Schweigen ist gebrochen“ – Exkursion von Verein Spurensuche Harzregion und Geschichtsverein Goslar zur Gedenkstätte Bernburg

von Erika Hauff-Cramer



Fachklinikum Bernburg mit der Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“ (Foto: Piegsa)

„Das Schweigen ist gebrochen“ mahnt der Gedenkstein mit den sterblichen Überresten von Tausenden von Opfern der NS-Patientenmorde in der „Heil- und Pflegeanstalt Bernburg“. Auf dem Gelände des heutigen Fachklinikums Bernburg befand sich ab 1940 eine der sechs zentralen „Euthanasie“-Anstalten, in denen Psychiatrie-Patienten mit Gas getötet wurden. Rund 14.000 Menschen aus 39 Heil- und Pflegeanstalten sowie später Häftlinge aus Konzentrationslagern starben allein in

der Gaskammer in Bernburg. Es gibt kaum originale Gaskammern, die heute noch besucht werden können.

Der Verein Spurensuche Harzregion und der Geschichtsverein Goslar boten am 2. Juni eine Exkursion zur Gedenkstätte Bernburg an, um sich mit dem so lange verdrängten Schicksal von „Euthanasie“-Opfern auch in Goslar auseinander zu setzen. Grundlage hierfür sind Recherchen von Spurensuche Harzregion über diese NS-Opfergruppe. Bisher sind drei Schicksale von Goslarern bekannt, die in Bernburg vergast wurden. Es dürften wesentlich mehr sein.

Die Leiterin der Gedenkstätte, Judith Gebauer, schilderte eindrücklich und faktenreich die sich ab Ende des 19. Jahrhunderts entwickelnde Ideologie der Eugenik der sog. Rassehygieniker, d. h. die Lehre von den guten Erbanlagen, die während der NS-Regimes ihren mörderischen Höhepunkt fand. Beispielhaft und lebendig berichtete Frau Gebauer über das Schicksal einzelner Opfer, die in der Gaskammer in Bernburg den Tod fanden.

Die Täter und Täterinnen waren Ärzte und Ärztinnen, Pflegekräfte, Juristen und Verwaltungsangestellte. Als im August 1941 die Ermordung kranker, behinderter und alter Menschen eingestellt wurde, wurden KZ-Häftlinge unter der „Sonderbehandlung 14f13“ in der Gaskammer in Bernburg ermordet und ihre Leichen verbrannt. Ein umfangreicher Verwaltungsapparat sorgte mit falschen Angaben für die Täuschung von Angehörigen.

Die dafür eingebaute technische Anlage umfasste eine Gaskammer, einen Sektionsraum, einen Leichenraum und ein Krematorium mit zwei Öfen. Bis auf das Krematorium sind diese Anlagen noch im Original erhalten, durch die die Gruppe aus Goslar durch die Leiterin der Gedenkstätte einfühlsam geführt wurde.

Mitarbeitende des Krankenhauses richteten 1975 in diesen Räumen eine kleine Gedenkstätte ein, die 1988 zu einer eindrücklichen Mahn- und Gedenkstätte erweitert wurde. Im Mittelpunkt dieser Gedenkstätte steht



Ehemalige Gaskammer in der Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg. (Foto: Piegsa)



Besucherguppe des Vereins Spurensuche und des Geschichtsvereins Goslar e. V. beim Einführungsvortrag in der Gedenkstätte.  
(Foto: Hauff-Cramer)



Führung durch die Ausstellungsräume der Gedenkstätte.  
(Foto: Hauff-Cramer)

der authentische Ort der Vernichtungsanlage, darunter die ehemalige Gaskammer. Dieser wird ergänzt durch eine Ausstellung über das historische Geschehen, seine Einbettung in den gesellschaftlichen Kontext und seine Nachkriegsgeschichte.

Der Verein Spurensuche Harzregion möchte im Gedenken an die aus Goslar stammenden „Euthanasie“-Opfer Stolpersteine verlegen. Dabei ist ein Verstehen und Einordnen der Ermordung dieser NS-Opfergruppe in einen historischen und gesellschaftlichen Zusam-

menhang ausgesprochen wichtig. Der Besuch der Gedenkstätte Bernburg unter der fachkundigen Leitung von Frau Judith Gebauer war hierfür ein wichtiger Beitrag, die Erinnerung an diese ermordeten Menschen wach zu halten und unser Schweigen zu brechen.

Weitere Informationen zur Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg:  
[www.gedenkstaette-bernburg.sachsen-anhalt.de](http://www.gedenkstaette-bernburg.sachsen-anhalt.de)

*(Erstmals erschienen in der GZ vom 6. 6. 2024)*



Portraitfotos von Opfern. (Foto: Hauff-Cramer)

# Das vergessene Leid – Die Morde an Patienten aus Goslar während der NS-Zeit

von Dr. Stefan Cramer

Die NS-Euthanasie war eines der dunkelsten Kapitel des Nationalsozialismus. Unzählige Menschen wurden systematisch ermordet, da sie als „lebensunwert“ galten. In den großen psychiatrischen Einrichtungen oder Krankenhäusern, meist in ländlichen Gebieten außerhalb der Städte waren Hunderttausende untergebracht. Als immer mehr verwundete Soldaten von der Front zurückgekehrten und versorgt werden mußten, sollte hier Platz geschaffen werden. Patienten wurden selektiert und ermordet. Überall, auch in kleinen Städten wie Goslar und in den Dörfern des Deutschen Reichs, hinterließ dieses euphemistisch genannte „Euthanasie“-Programm tiefe Spuren. Sie werden zum Teil erst jetzt erforscht. Die Klinik Dr. Fontheim in Liebenburg hat mit Stolpersteinen 2012 im Landkreis Goslar den Anfang gemacht. Jetzt werden Stolpersteine auch für Opfer aus Goslar vorbereitet.

## Historischer Zusammenhang: Die späte Aufarbeitung der NS-Euthanasie in Deutschland

Eine der zentralen Maßnahmen der NS-Euthanasie war das sogenannte „Aktion T4“-Programm, das 1939 ins Leben gerufen wurde. Es diente der systematischen Erfassung und Ermordung von Menschen mit Behinderungen, psychischen Erkrankungen oder als nicht leistungsfähig angesehenen Individuen. In ganz Deutschland wurden die Menschen zunächst in regionalen Anstalten erfasst, bevor sie in eigens eingerichtete Tötungsanstalten deportiert wurden. Auch sogenannte „dezentrale Euthanasie-Morde“ wurden in Krankenhäusern und Heilanstalten durchgeführt, in denen sich das Personal nicht gegen diese Maßnahmen wehrte.

Zwischen 1939 und 1945 wurden insgesamt ca. 200.000 Frauen, Männer und Kinder aus psychiatrischen Einrichtungen des Deutschen Reichs in mehreren verdeckten Aktionen durch Vergasung, Medikamente oder unzureichende Ernährung ermordet. Hinzu kamen fast 100.000 weitere Morde an Psychiatriepatienten in den besetzten oder annektierten Gebieten. Im ehemaligen „NS-Archiv“ des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) der DDR wurden 30.000 Patientenakten der ersten Phase der sogenannten „Euthanasie“ verwahrt. Weitere 40.000 Akten müssen als vernichtet gelten.

Die Erbgesundheitsgesetze im nationalsozialistischen Deutschland bildeten zentrale Instrumente der sog. „Rassenhygiene“. Das wichtigste dieser Gesetze war das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“. Dies trat bereits 1933, im ersten Jahr der Machtübernahme der Nazis, in Kraft, auf der Grundlage vieler Vorarbeiten während der Zwischenkriegsjahre. Es schrieb die Zwangssterilisation von Menschen vor, die an als erblich betrachteten Krankheiten litten. Darunter fielen etwa Schizophrenie, Epilepsie, erbliche Blindheit, Taubheit und schwere körperliche Missbildungen. Diese Gesetze sollten die „biologische Reinheit“ der deutschen Bevöl-

kerung sicherstellen. Sie wurden oft von Gesundheitsämtern, Ärzten und Gerichten rigoros durchgesetzt, was hunderttausende Zwangssterilisationen zur Folge hatte.

Ein besonders tragisches Beispiel ist die sogenannte „Kinder-Euthanasie“, bei der Kinder mit geistigen oder körperlichen Behinderungen getötet wurden. Oft wurden diese Kinder unter dem Vorwand, sie medizinisch behandeln zu wollen, in Krankenhäuser eingewiesen. Dort wurden sie gezielt vernachlässigt, absichtlich falsch behandelt oder durch tödliche Injektionen ermordet. Die Rolle der örtlichen Ärzte und Krankenschwestern, die direkt oder indirekt an diesen Tötungen beteiligt waren, war oft entscheidend.

Mit den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 wurde der jüdischen Bevölkerung die Bürgerrechte entzogen und später auch Berufsverbote erteilt. Das Ehegesundheitsgesetz aus demselben Jahr machte „Ehetauglichkeitszeugnisse“ für Brautleute erforderlich. Eine gesetzliche Grundlage für die ab 1940 angewandte Praxis, als unheilbar krank angesehene Psychiatriepatienten zu ermorden, hat es aber nie gegeben, wahrscheinlich auch keinen ausdrücklichen Befehl des „Führers“. Das „Rassenpolitische Amt“ in Berlin entwickelte Leitlinien, designierte einzelne Landesanstalten als Tötungseinheiten und koordinierte eine komplexe Logistik, der letztendlich ca. 300.000 Menschen zum Opfer fielen. Ihre massenweise Tötung löste heftige Reaktionen bei den Angehörigen aus. Auch mutige Vertreter der Kirchen kritisierten das Programm. Als Beispiele sind die Münsteraner Predigten des späteren Kardinals von Galen und die Proteste des Landesbischofs der Württembergischen Evangelischen Landeskirche, Dr. Theophil Wurm, zu nennen.

Schließlich wurde das Programm, auch aus Rücksicht auf das Ausland – das US-Konsulat sprach von „Frankenstein-Setting“ – wieder eingestellt. Dies war eine der wenigen Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung, die aufgrund von Protesten wieder eingestellt wurden. Fortan wurde die Tötung dezentral weitergeführt und auf Insassen von Konzentrationslagern, die keine eigenen Gaskammern hatten, ausgeweitet.

Rund um diese Tötungsmaschine wurde ein komplexes Netz an Verschleierungsmaßnahmen installiert: Akten wurden vernichtet oder gefälscht, Ärzte verwendeten Tarnnamen, und bewusst wiederholte Verlegungen in andere Anstalten sollten die Leidenswege der Betroffenen kaschieren. Viele andere Maßnahmen erschweren auch heute noch die Forschung. Erst 1994 beschloss der Bundestag die Ächtung der Zwangssterilisationen. Erst 1998 wurden die „Erbgesundheitsurteile“ annulliert. Noch heute ist die Aufarbeitung unvollständig.

## Kleinstadt: Die Rolle Goslars und der kleinen Städte

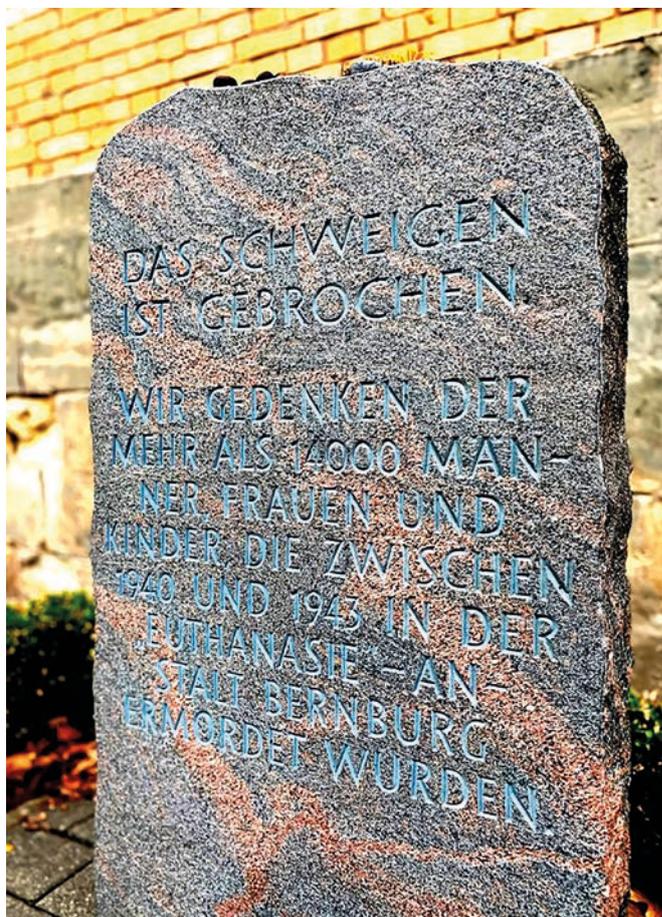
Für die Angehörigen der Opfer in kleinen Städten war der Verlust oft doppelt schwer. Sie mussten nicht nur den Tod eines geliebten Menschen verkraften, sondern auch mit dem Wissen leben, dass der Staat ihre Verwandten als wertlos erachtete und ermordete. In vielen Fällen bedeutete dies auch, dass Familien, die ihre Angehörigen als krank oder behindert in Pflege gegeben hatten, den Rest ihres Lebens gegen Schuldgefühle und Scham kämpften. Dazu kamen die Stigmatisierung und Diskriminierung dieser Familien in der Stadtgesellschaft. Deshalb versuchte man die Tatsache zu verheimlichen, dass ein Familienmitglied in psychiatrischer Behandlung war.

### Datenlage: Die Suche nach den Opfern – Ein schwieriges Unterfangen

In der NS-Zeit spielten die Gesundheitsämter eine zentrale Rolle bei der Durchsetzung der sogenannten „Erbgesundheitsgesetze“. Sie sollten die „Erbgesundheit“ von Familien untersuchen und feststellen, welche Personen vermeintlich erblich bedingte Krankheiten zeigten. Diese Bewertungen dienten der Ideologie der „Rassenhygiene“. Oft führten sie zu Zwangssterilisationen und weiteren Maßnahmen, um die Fortpflanzung von Menschen mit vermeintlichen „Erbkrankheiten“ zu verhindern. Die Arbeit der Gesundheitsämter war eng mit den Euthanasieprogrammen und der systematischen Ermordung von Menschen mit Behinderungen verknüpft. Auch das Gesundheitsamt Goslar war an diesen Maßnahmen beteiligt. Leider sind die Akten aus dieser Zeit bisher nicht aufgetaucht. Erschwerend kommt hinzu, dass zum Höhepunkt der „T4-Aktion“ die Zuständigkeit für Goslar von Hannover an Braunschweig ging, sodass auch die eventuell noch vorhandenen Aktenzusammenhänge auseinander gerissen wurden.

### Ergebnisse: Die unauffälligen Opfer – Patientenmorde in Goslar

Die Aufarbeitung der NS-Euthanasie in kleinen Städten bleibt bis heute ein fast blinder Fleck in der deutschen Erinnerungskultur. Erst in den letzten Jahrzehnten wurden einige Gedenkstätten und Mahnmale zur Erinnerung an die Opfer eingerichtet. Jedoch wird die Tragweite des Unrechts und der Verstrickung von Ärzten, Pflegern und Verwaltungen in kleinen Orten bis heute nur langsam aufgearbeitet, in Goslar bisher überhaupt nicht. Gute Vorbilder in der Region sind dabei zum Beispiel die Kliniken in Neinstedt bei Thale, in Liebenburg und Königslutter. Besonders erwähnenswert ist dabei die Gedenkstätte an der Klinik in Bernburg, in der mehrere der Goslarer Opfer vergast wurden. Eher durch einen Zufall ist hier sogar noch die Gaskammer im Original erhalten. Im Juni dieses Jahres organisierte der Verein Spurensuche Harzregion e. V. in Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein Goslar eine Exkursion nach Bernburg.



Gedenkstein für die Opfer der NS-„Euthanasie“ in Bernburg (Foto: Gebauer)

### Die Opfer

Wir haben daher die in den Patientenakten des Bundesarchivs enthaltenen biographischen Angaben sorgfältig mit anderen Quellen verglichen: den Daten der Gedenkstätte der Tötungsanstalten, den Geburts- und Sterberegistern des hiesigen Standesamtes, den Meldekarten im Stadtarchiv Goslar, den Adressbüchern von Goslar aus dieser Zeit, sowie anderen, öffentlich zugänglichen Quellen. In einem Fall führte uns ein Hinweis zum kompletten Nachlass einer Familie. In den meisten Fällen gelang es uns auch, einen plausiblen Stammbaum der Opfer zu entwerfen. Den Bezug zu den Lebenden herzustellen ist besonders schwierig, denn für sie gelten natürlich alle Bestimmungen des Datenschutzes.

Stellvertretend für die vielen unbekanntenen Opfer haben wir bisher neun Goslarer ermitteln können, die als Psychiatrie-Patienten den Krankenmorden zum Opfer fielen.<sup>1</sup>

Das älteste Opfer ist der Arbeiter **Otto Dienelt (1868–1941)**, Bruder des Bergmanns Fritz Dienelt aus der Forststr. 2. Er kommt bereits mit 19 Jahren in die „Irrenanstalt Göttingen“. Es folgt eine kriminelle Karriere, in deren Verlauf er für vier Jahre ins Zuchthaus Celle kommt. Von dort wird er nach zwei Jahren in die Heil- und Pflegeanstalt Hildesheim eingewiesen, von der er mehrfach entlassen wird bzw. entweicht. Ein ärztliches Gutachten über seine Selektion „gem. VfG. V. 25. 3. 1941 (40 000I g)“ (so der Stempel, der sich in fast allen Kran-

<sup>1</sup> Leider sind die uns vorliegenden Lichtbilder aus den Patientenakten noch nicht vom Bundesarchiv für die Veröffentlichung freigegeben.

kenakten findet), ist nicht überliefert. Dienelt kommt in die hessische „Landesheilanstalt Eichberg“, eigentlich nur eine Warteposition für die Tötungsanstalt Hadamar. Hier wird er Mitte April 1941, das genaue Datum ist nicht bekannt, im Alter von 73 Jahren vergast.

Ein ähnliches Schicksal erleidet auch **Wilhelm Volkmann (1888–1941)**, der es trotz Alkohol-Problemen zum Obersteiger schafft. Er stammt aus einer Bergmannsfamilie, die lange in der Friesenstr. 27 wohnte. Erst 1939 ist ein Aufenthalt in der Universitäts-Nervenklinik Halle/Saale nachgewiesen. Mitte Februar 1941 wird er in die Landesheilanstalt Altscherbitz verlegt, kommt von dort am 10. 2. 1941 nach Bernburg, wo er noch am selben Tag in der Gaskammer im Keller der Anstalt vergast wird.

Fast gleichaltrig ist **Carl Herrling (1890–1941)**. Er wird 1890 als Sohn des Kaufmanns Wilhelm Herrling geboren, der ein Papiergeschäft am Fleischscharren 1 betreibt. Er zieht vor 1910 mit seinen Eltern nach Hannover und kommt von dort im Alter von 22 Jahren in die Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Hildesheim, die er die nächsten 29 Jahre nicht mehr verlassen wird. Außer Beschäftigungen wie Hausarbeit und Rohrflechten wird er nicht weiter therapiert. Im März wird auch er „selektiert“ und verlegt. Wo er letztendlich ermordet wurde, bleibt bisher unklar.

Bei den Recherchen zu Carl Herrling sind wir auch auf seine 4 Jahre jüngere Schwester **Anna Bertha Margarete Freda Herrling (1894–1943)** gestoßen, von der wir bisher nur wissen, dass sie in der hessischen Tötungsanstalt, der Heil- und Pflegeanstalt Weilmünster, am 27. Mai 1943 sterben musste.

Einen eindeutigen Bezug zu Goslar hat Frau **Auguste Müller (geb. Theuerkauf, 1884–1941)** aus dem Worthsatenwinkel 1. 1917 heiratet sie Karl August Müller (aus Bündheim). 1928 werden erste Krampfanfälle diagnostiziert, 1934 wird sie im Krankenhaus Göttingen behandelt. Sie wird in die Heil- und Pflegeanstalt Göttingen eingewiesen und kommt 1936 in die Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Hildesheim. Hier bleibt sie die nächsten 5 Jahre bis zur Verlegung nach Eichberg und ihrer Ermordung in Hadamar am 24. 6. 1941.

Ein ähnliches Schicksal erlebt **Anna König (geb. Paulmann, 1888-1941)**. Sie wächst mit ihrer Familie in der Petersilienstr. 13 auf. Der Vater ist Tischlermeister und betreibt eine eigene Werkstatt. Persönliche Schicksalsschläge folgen. Mit 42 Jahren kommt sie das erste Mal in die Landes-Heil- und Pflegeanstalt Hildesheim und wird nach einigen Monaten als „gebessert“ entlassen. Ab 1931 wird sie dauerhaft in Hildesheim behandelt. Am 24. 6. 1941 wird Anna König in Hadamar ermordet.

Besonders gut dokumentiert ist das Leben und Sterben von **Hermann Kassebaum (1901 – 1941)**. Der Nachlass der Familie Kassebaum enthält eine umfangreiche Dokumentation, der wir diese Recherche verdanken. Er wird im Oberen Triftweg 16, im Haus seiner Eltern, Dr. Otto Hermann Kassebaum und Eugenia (geb. Rammerkamm) geboren. Der Vater wird Oberstudienrat am Ratsgymnasium, wird Bürgermeister und publiziert zur Stadt Goslar. Später gründet er den Ehemaligenverein der Ratsgymnasiasten. Der Sohn Hermann studiert, raucht, trinkt, feiert, macht Schulden. 1934 kommt es zu einem ersten Zusammenbruch und zur Einweisung in die Heil-

und Pflegeanstalt Hildesheim. Dort bleibt er bis zur Ermordung am 28. 4. 1941 in der Gaskammer der Krankenanstalt Schloss Pirna-Sonnenstein bei Dresden.

Ganz anders dagegen der Fall von **Albert Müller (1907–1940)** aus der Beekstr. 32. Über seine Familie wissen wir bislang noch sehr wenig. Vermutlich wurde sein Vater, der Maurer Wilhelm Müller, im 1. Weltkrieg eingezogen und verwundet. Mit knapp 14 Jahren kommt Albert als Pflegling in das evangelische Neinstedter Elisabethstift in Thale bei Quedlinburg. Als man ihn dort nicht mehr „halten“ kann, wird er 1931 in die Landesheilanstalt Nietleben bei Halle verlegt. Noch einmal kommt er für zwei Jahr nach Neinstedt, nur um 1934 abermals nach Nietleben verlegt zu werden. Von hier wird er in eine andere Anstalt verlegt, vermutlich nach Uchtspringe bei Stendal. Bereits am 4. 12. 1940 wird er in Bernburg ermordet.

Ähnlich auch das Schicksal von **Karl Schlüter (1917–1941)**, dem jüngsten in dieser Gruppe. Er wird in Goslar in der Glockengießerstr. 31 geboren, zieht aber wohl schon im Alter von 2 oder 3 Jahren mit seinen Eltern nach Zerbst (Anhalt) und später nach Coswig (Anhalt). 1925 wird Karl behördlich wegen „gänzlicher Bildungsunfähigkeit“ vom Schulunterricht befreit. Der Junge kann weder sprechen, noch lesen oder schreiben und wird bereits mit 10 Jahren in die Landessiechenanstalt Hoym aufgenommen. Karl Schlüter verlässt diese Anstalt nur noch auf dem Transport nach Altscherbitz, wird von dort nach Bernburg gebracht und am 31. 3. 1941 ermordet.

Die Erinnerung an Anna König, Hermann Kassebaum und Auguste Müller soll 2025 mit Stolpersteinen wachgehalten werden.

## Ausblick: Eine Mahnung für die Zukunft

Der Kulturausschuss des Deutschen Bundestages billigte im Juli 2024 einen entsprechenden gemeinsamen Antrag aller demokratischen Fraktionen, dass die Aufarbeitung der sogenannten „Euthanasie“ und der Zwangssterilisationen während der nationalsozialistischen Diktatur intensiviert werden sollen. Mit dem Antrag wird die Bundesregierung aufgefordert, ein Projekt zur bundesweiten Lokalisierung, Sicherung und Konservierung von Patientenakten und Personalunterlagen der Täter zu initiieren, um sie für Forschung, Bildung und Anfragen nutzbar zu machen.

Das Bewusstsein über dieses besonders dunkle Kapitel unserer Geschichte schwindet. Erst kürzlich warfen unbekannte Täter einen Ziegelstein mit der Aufschrift „Euthanasie ist die Lösung“ in eine Einrichtung der Lebenshilfe in Mönchengladbach.

---

<https://www.bundesarchiv.de/im-archiv-recherchieren/archivgut-recherchieren/nach-themen/euthanasie-im-dritten-reich/>

Quellen zur Geschichte der „Euthanasie“-Verbrechen 1939-1945 in deutschen und österreichischen Archiven. Ein Inventar im Auftrag des Bundesarchivs, bearbeitet von Dr. Harald Jenner 2003/2004

# „Warum hat Schneider mitgemacht?“

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 begann die Karriere des Juristen Helmut Schneider in der Stadtverwaltung Goslar: 1949 wurde er zum Stadtdirektor ernannt und leitete die Stadtverwaltung wenig später bis zu seinem frühen Tod 1968 als Oberstadtdirektor. Im Nationalsozialismus war Schneider leitender Mitarbeiter im Personalbereich der IG Farben (Auschwitz), die 1941 bis 1945 in unmittelbarer Nachbarschaft zum KZ Auschwitz mit Hilfe von tausenden jüdischer Häftlinge ein großes Chemiewerk aufbaute. Schneider, der später seine Distanz zu den Machthabern betonte, wurde damit zum Mitorganisator des Systems der Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen und damit der „Vernichtung durch Arbeit“.

In seinem 2023 erschienenen Buch „Die Verdrängung. Der Weg des Juristen Helmut Schneider von Auschwitz nach Goslar“ geht Professor Dr. Winfried Schulze der zwiespältigen Persönlichkeit Schneiders nach. Das Buch wurde in den Stadtgeschichten Heft 4/2023 (Nr. 14) auf

Seite 23 kurz vorgestellt. Darüber hinaus konnte der Autor gewonnen werden, am 18. April 2024 auf Einladung des Geschichtsvereins Goslar und des Vereins Spurensuche Harzregion seine Studie vorzustellen. Über diesen Vortragsabend berichtete Redakteur Frank Heine in der Goslarschen Zeitung am 20. April 2024. Sein Artikel „Franzosen-Freud und Nazi-Helfer“ und sein Kommentar „Keine späte Gnade für den früher Gnadenlosen“ werden im Folgenden mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Goslarschen Zeitung abgedruckt. Die Rezension, die Frau Dr. Lena Haase, Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich III, Geschichte, der Universität Trier, im Oktober 2024 im digitalen Rezensionsjournal „sehpunkte“ zu Schulzes Buch erstveröffentlichte, wird mit freundlicher Genehmigung der Autorin und des Rezensionsjournals ebenfalls zur Kenntnis gegeben.

Günter Piegsa

## Franzosen-Freund und Nazi-Helfer Helmut Schneider gibt der Nachwelt Rätsel auf

von Frank Heine

Es ist zu vorgerückter Stunde am Donnerstagabend, als im Publikum Stephan Gistrichovsky das Wort ergreift. Der Enkel des Goslarer Juden Louis Meyer mahnt, „keinen Heiligenschein“ über den früheren Goslarer Oberstadtdirektor Helmut Schneider aufzuziehen. Er fühle sich fast ein wenig an Nazi-Oberbürgermeister Heinrich Droste erinnert, der seinen Großvater per Dekret ins Lager schickte und nur wenige Jahre nach dem Weltkrieg wieder im Goslarer Rat saß – als hätte es die zwölf braunen Jahre mit all ihren Gräueltaten nie gegeben.

Nein, das wollte Schneider-Biograph Professor Dr. Winfried Schulze ganz sicher nicht, als er zu seinem Werk „Die Verdrängung – der Weg des Juristen Helmut Schneider von Auschwitz nach Goslar“ referierte. Das als Band 127 in der Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte erschienene Werk war Grundlage für seinen Vortrag, den er im Sitzungssaal des Kreishauses auf Einladung des Geschichtsvereins und der Spurensuche Harzregion hielt.

Der Münchner Historiker skizziert ein kompliziertes Leben, ringt um manche Formulierungen und Einordnungen, kann sich manche Schneider-Volte selbst nicht erklären und bleibt trotzdem keine ehrliche Antwort schuldig. Wer ist der Mann, der „unzweifelhafter Mitorganisator“ der Vernichtung durch Arbeit im IG-Farben-Lager Monowitz bei Auschwitz war, vor dem Krieg aber klare Distanz zu den Nazis hält und sich mit Deutschen Christen streitet? Der Karriere machen und den Kriegseinsatz vermeiden will, sich in vertrauter Runde kritisch übers Regime äußert und sogar Kontakt zu Widerständlern hält? Der eine Gruppe von jungen Franzosen schützt, von ihnen geradezu verehrt wird und die Grundlage für die Städtepartnerschaft zwischen Goslar und Arcachon legt? Von dem aber kein Wort des Mitleids für Juden oder Ostarbeiter überliefert ist, der nach dem

Professor Dr. Winfried Schulze (Foto: Heine)



Krieg vor Gericht Falschaussagen macht und sich von hohen Mächten auf eine Probe gestellt sieht? „Es bleiben Unklarheiten und Widersprüche“, räumt Schulze ein – Unvereinbarkeiten in einer Person.

Es sei der erste Vortrag beim Geschichtsverein, für den die Stadt Goslar ein Grußwort liefert, erklärt Vorsitzender Günter Piegsa. Bürgermeisterin Renate Lucksch (SPD) erwähnt sogleich den nach Schneider benannten Weg in Ohlhof. Sollte man den nicht lieber umbenennen? Diese Frage stellt später Ratsherr Henning Wehrmann (Bürgerliste) und dankt Schulze für einen Brief an die Verwaltung, die mit einer Erklärungslegende vom Soldaten Schneider und seinen Franzosen im Krieg aufräumt. Das sei eine schwierige Glaubensfrage, sagt Schulze: „Ich würde dafür plädieren: Lassen wir es so.“

### Faszination und Schrecken

Wie passen Opposition, Mittäterschaft und Verdrängung zusammen? Was Schulze erklärt, fasziniert und erschreckt zugleich. Eine individuelle Geschichte mit

vielen Facetten. Ob Schneider bereut hat? Ralf Köhler-Haars meldet sich zu Wort, der als Kind Schneider noch erlebt hat. Er malt ein fast idyllisches Bild von Schneiders Rotwein-Runden mit Konsul und Ehrenbürger Walther Adam sowie Stadtförstrat Horst Matthaer. Linken-Ratschherr Michael Ohse merkt an, dass Schneiders Wirken ein reibungsloses Funktionieren des Nazi-Apparates erlaubt habe.

Und da ist wie gesagt die Stimme von Stephan Gistrichovsky, dessen Großvater nach dem Krieg zusammen mit Charley Jacob und dessen Söhnen Manfred und Hans-Peter aus dem KZ Theresienstadt von sowjeti-

schen Soldaten befreit wurde. Er mag auch nicht mehr die in Frankreich gestrickten Helden-Legenden und Danksagungen für Schneider hören.

Partnerschaft? Er sei in den 1960er Jahren früh mit Stadtjugendpfleger Erich Brennecke nach Arcachon gefahren – es seien ganz andere Menschen für Entstehen und Wachsen der Freundschaft mit Goslar verantwortlich gewesen. „Wir haben den Hass gegen die Deutschen noch erlebt, der hat sich erst in den 80er Jahren gelegt“, erinnert sich Gistrichovsky schmerzlich. Und es bleibt seine Frage zu Auschwitz: „Warum hat Schneider mitgemacht?“



Helmut Schneider (2. v. r.) 1952 mit französischen Freunden (Quelle: Wilfried Schulze: Die Verdrängung, Seite 110; Nachlass Schneider)

## Keine späte Gnade für den früher Gnadenlosen Kommentar von Frank Heine

Wenn Historiker Norbert Frei, einer der renommiertesten Forscher zur deutschen Nazi-Zeit und der Vergangenheitspolitik der jungen Bundesrepublik, in seinem jüngsten Buch „Im Namen der Deutschen“ zu den ersten sechs Bundespräsidenten und ihren Nazi-Schatten von einer „Gesellschaft der Ehemaligen“ spricht, mag er eine Konstellation vor Augen haben, die die Situation von Helmut Schneider im Nachkriegs-Goslar gut beschreibt.

Der fähige (im Sinne von effektiv) Manager wird gebraucht. Auschwitz mögen die meisten im Harz gar nicht kennen. Wer viel fragt, bekommt unnötig viele Antworten. Dreck in unterschiedlich brauner Farbtiefe haben doch alle Mitmacher am Stecken. Die Nazis haben die Deutschen doch eigentlich verführt. Und der gnadenlos von sich überzeugte elitäre Schneider und spätere Kumpel von Ernst Jünger, der aus Karrieregründen in die SPD eintritt, versteht seine schwere Zeit bei der IG Farben als eine Art Gottesprüfung. Was hatte er dort zu (er)leiden! Und wie sehr setzte er sich für westeuropäische Freiwillige und Gefangene ein!

Mit Verlaub: Jeder Jude oder Ostarbeiter im Lager hätte buchstäblich fürs Leben gern mit Schneider getauscht. Mitleid? Bewusstsein dafür, ein Menschen vernichtendes System mitgeschaffen und dieses System, nicht aber die Arbeitergefangenen, am Leben erhalten zu haben? Die Zeiten waren eben so. Schneider hält die Nazis für Proleten, weiß sich aber als unabkömmlicher

Manager in der Kriegswirtschaft weitgehend sicher vor Gestapo und Front. Welch eine Prüfung des Schicksals.

Zurück zu Frei: Er beschreibt, wie Präsident Heinrich Lübke – „kein Mann der Nachsicht gegenüber Nationalsozialisten“ – im Februar 1964 dem früheren IG-Farben-Manager Heinrich Bütetisch das Bundesverdienstkreuz verleiht, obwohl der im Frühjahr 1941 maßgeblich am Zustandekommen der Kooperation zwischen Chemiekonzern und SS beim Aufbau der Buna-Werke in Auschwitz-Monowitz beteiligt ist. Er wird im Nürnberger IG-Farben-Prozess 1948 zu sechs Jahren Haft verurteilt, weil Häftlinge Zwangsarbeit leisten müssen. Um es klar zu sagen: Der Bau des Werkes in unmittelbarer Nachbarschaft eines Konzentrationslagers geht auch darauf zurück, dass die Chefetage den Standort bewusst und ohne Zwang durch die Nazi-Machthaber mit Blick auf billige und fast unbeschränkt zur Verfügung stehende Häftlinge auswählt. Eine Woche nach der Verleihung muss Bütetisch den Orden zurückgeben. Langsam ändern sich die Zeiten.

Schneider, der zweifelsohne eine andere Kategorie als SS-Obersturmbannführer Bütetisch ist, arbeitet dort aber schon ab 1941. Bis 1945. Drei Jahre und vier Monate. Zeit, in der er womöglich viel über und mit Widerstand redet. In der er viel sieht und mitbekommt. Aber effektiv nichts tut. Und nichts erleidet. Zeit, für die er sich später bemitleidet. Vielleicht auch schämt. Aber in der er sich schuldig gemacht hat.

Nur als „systemischer Mittäter“? Biograph Winfried Schulze ringt um richtige Worte und eine gerechte Ein-

schätzung für „Franzosen-Schneider“. Seine Ausführungen sind höchst anerkennenswert, nachvollziehbar und fundiert. Am Ende ist es vielleicht eine subjektive Frage der Einsortierung. Aber wenn Männer wie Schneider als Mitläufer durchgehen, obwohl sie das tägliche Morden

und alles Elend erleben, sind alle anderen erst recht nur Verführte, die sich aus Angst nur auf ihre Arbeit konzentriert haben. War am Ende nur Volksverführer Adolf Hitler schuld? Das ist zu billig. Und historisch falsch.



Oberstadtdirektor  
Helmut Schneider in der  
Goslarer Verwaltung  
(Quelle: Stadtarchiv Goslar)

## Winfried Schulze: Die Verdrängung

Rezension von Lena Haase

Erstveröffentlichung in: sehepunkte 24 (2024),  
Nr. 10 [15.10.2024], URL: <https://www.sehepunkte.de/2024/10/38851.html>

Helmut Schneider war Jurist, als solcher von Oktober 1941 bis Januar 1945 in der Personalabteilung der IG Farben in Auschwitz-Monowitz tätig und dort unter anderem für die Planung des Arbeitseinsatzes zuständig. Im Nürnberger IG Farben-Prozess sagte er lediglich als Zeuge aus, wurde in einem Strafprozess 1949/50 wegen Mangels an Beweisen freigesprochen und auch im Entnazifizierungsverfahren stellte man weder Täter- noch Mittäterschaft fest. 1945 wurde Schneider Stadtassessor in Goslar, von 1949 bis 1968 bekleidete er das Amt des Oberstadtdirektors. Diese über 1945 hinaus ungebrochene Karriere als Jurist scheint zunächst keine Besonderheit zu sein, belegen doch zahlreiche Studien die teils nahtlosen Karrierewege ohne eine juristische Ahndung etwaiger Beteiligung an oder der eigenhändigen Ausführung von Verbrechen während der NS-Zeit. Winfried Schulze legt eindrücklich dar, dass das Urteil im Falle Helmut Schneider nicht so pauschal zu fällen ist und sich seine Biografie auszeichnet durch „Widersprüche, die kaum aufzulösen sind [und] Verhaltensweisen, die nicht zueinanderpassen“ (137).

Die Studie ist in zwölf Kapitel gegliedert, von denen neun (Kapitel 2 bis 10) die Etappen der Biografie darlegen. Ein weiteres Kapitel (11) widmet sich der Frage, wie Schneider die „Erfahrung von Auschwitz“ verarbeitet hat. In der Einleitung skizziert Schulze, wie nicht er das Forschungsthema, sondern das Thema ihn fand: eine Freundin erwähnte – wohl beiläufig –, sie sei in Auschwitz geboren, was Schulze hellhörig werden ließ und ihn zur eingehenderen Beforschung veranlasst habe. Die Annäherung an Schneiders Biografie kann gelesen werden

als „Beispiel für ein individuelles moralisches Dilemma und für die komplexen deutschen Lebenswege im 20. Jahrhundert“ (6) und verlangt geradezu danach, die Frage nach Handlungsmöglichkeiten und -grenzen zu stellen. Ungeachtet der bereits umfangreichen Forschung zu Auschwitz und den dort beschäftigten Personen wurde Helmut Schneider in seiner zentralen Rolle bei der IG Farben in der deutschen Forschung bisher nahezu ignoriert. Die französische Forschung nimmt ihn hingegen lediglich unkritisch als den „anti-nazi assesseur Schneider“ wahr, der die „Chantiers de la jeunesse française“ (CJF) im Lager betreute.

In den Kapiteln 2 bis 6 zeichnet Schulze überzeugend das Bild eines Mannes, dessen Liebe zur französischen Kultur sich bereits in seiner Jugend ausprägte und der sich früh vom Nationalsozialismus distanzierte. Insbesondere den sich auflösenden Rechtsstaat in NS-Deutschland kritisierte Schneider bereits während seines Studiums. Dennoch verlief sein Berufseinstieg unproblematisch und er wurde zunächst Referent bei der IHK. 1940 war er ein halbes Jahr im Briefzensurdienst des OKW beschäftigt. Seine Tätigkeit für die IG Farben begann er zunächst in Pöllnitz und wechselte im Oktober 1941 in das neu zu errichtende Werk in Auschwitz-Monowitz. Dort war er u. a. zuständig für den Häftlingseinsatz und als Leiter der Rechtsabteilung auch für die Einweisung sogenannter „Arbeitsbummelanten“ ins Erziehungslager. Wenn er auch in seinen Vernehmungen durch die Strafverfolgungsbehörden nach 1945 angab, erst nach Kriegsende vom industriell betriebenen Völkermord in Auschwitz erfahren zu haben, so zeichnet Schulze auf Grundlage der Quellen das Gegenteil nach. Während Schneider demnach in Auschwitz sehr wohl über die tausendfache Ermordung im Bilde gewesen sein musste, so pflegte er im Lager Monowitz eine

enge und freundschaftliche Verbindung zu den Franzosen der CJF, über die er sogar mittelbar die französische Résistance unterstützte. Er setzte sich für ihre teilweise Autonomie im Lager ein und kümmerte sich um Urlaubsfahrten, Verpflegung und deren Arbeitseinsatz. Am 21. Januar 1945 ging Schneider im Rahmen der Auflösung des Lagers sogar gemeinsam mit „seinen Franzosen“ auf den Marsch ins Reichsinnere, der für viele Häftlinge ein Todesmarsch sein sollte – nicht so jedoch für die von Schneider umsorgten Franzosen. Zwischen ihm und Georges Jacques Toupet, der sich zum Kopf einer Führungsgruppe aller im Lager befindlichen Franzosen aufschwang, entwickelte sich in Auschwitz eine enge Freundschaft, die auch in der Nachkriegszeit anhielt. Bereits unmittelbar nach dem Abmarsch aus Monowitz bescheinigten sie sich gegenseitig ihre Unbescholtenheit – ein planvolles Unterfangen, das Schulze nicht umsonst als „strategisch“ kennzeichnet (71). Die enge Verbindung Schneiders nach Frankreich führte – wie in Kapitel 9 dargestellt – schließlich auch zu einer Städtepartnerschaft zwischen Goslar und Arachon, wo einer der noch aus Auschwitz bekannten Franzosen inzwischen lebte und arbeitete.

In den folgenden Kapiteln 7 und 8 steht die juristische Aufarbeitung der NS-Zeit - vom Nürnberger IG Farben-Prozess über das Strafverfahren gegen Schneider vor dem Landgericht Braunschweig und seine Entnazifizierungsverfahren – im Zentrum. In Nürnberg sagte Helmut Schneider freiwillig für seinen Vorgesetzten Walter Dürrfeld aus, der als Betriebsleiter des Buna-Werkes in Monowitz auf der Anklagebank saß. Dies ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert: erstens zweifelte Schneider die Gültigkeit der Rechtsprechung des Internationalen Militärtribunals als „Siegerjustiz“ an und stellte die Gerechtigkeit der Urteile in Zweifel. Zweitens machte er während seines Verhörs am 14. April 1948 eine bewusste Falschaussage, indem er zu Protokoll gab, er habe in Monowitz nichts Illegales bemerkt oder gesehen und die Gründe für die hohe Fluktuation der Häftlinge seien nicht zu eruieren gewesen. Diese Aussage dekonstruiert Schulze unter Zuhilfenahme von Selbstzeugnissen aus der Zeit in Auschwitz und der Nachkriegszeit.

Insbesondere mit Blick auf die teils philosophisch-politischen, teils biografischen Arbeiten von Schneider nach 1945 scheint es so, als würde dieser die deutsch-französische Freundschaft und deren Beginn in Auschwitz besonders deshalb überhöhen, um sich nicht mit seinem Gewissen auseinandersetzen zu müssen. Dies resultiert nicht zuletzt auch in der unterschiedlichen Bewertung der in Auschwitz-Monowitz anwesenden Häftlinge und sonstigen Internierten. Deutlich heraus sticht jedenfalls seine bessere Wertung der französischen und italienischen Zwangsarbeiter gegenüber den sogenannten „Ostarbeitern“ und KZ-Häftlingen.

Ähnlich ambivalent stellt sich Schneiders Positionierung in der jungen Bundesrepublik dar. Trotz konservativer Grundüberzeugungen trat Schneider der SPD bei, ohne sich jedoch aktiv einzubringen. Er nahm am Begräbnis von Richard Walther Darré teil und die Stadt Goslar übernahm unter ihm die Bestattungskosten für ihren damaligen Ehrenbürger. Einer seiner engsten Freunde sollte Ernst Jünger werden, mit dem er einen regen Briefkontakt pflegte. Im März 1967 hielt Schnei-

der – ein Jahr vor seinem eigenen Tod – die Grabrede für Walter Dürrfeld ohne Auschwitz auch nur mit einem Wort zu erwähnen. Er verstarb am 23. März 1968 nach einem Herzinfarkt, der ihn auf einer SPD-Veranstaltung ereilt hatte.

Auch wenn sich sein Leben zwischen 1940 und 1968 mehrfach und ausführlich um Auschwitz drehte, so scheint eine innere Beschäftigung mit und ein Nachdenken über die Verbrechen im Lager in den hinterlassenen Aufzeichnungen nicht greifbar zu sein. Schneider habe Auschwitz – so Schulze – regelrecht verdrängt und bis zuletzt begangene Kollektivverbrechen geleugnet. Es verwundert zudem, dass er nicht auf die Auschwitzprozesse reagiert hat. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit seinen Erinnerungen an die Zeit in Auschwitz ging er zuletzt auch nicht auf direkte Anfrage von Hermann Langbein 1967 ein.

Winfried Schulze vertritt die These, dass Schneider seine französischen Freunde zum Anlass einer doppelten „Verdrängung“ genommen habe, und zwar zunächst in Auschwitz und dann im Nachkriegs-Goslar. Die erste Verdrängung habe folglich insbesondere dem Schicksal der zur Arbeit in den Buna-Werken eingesetzten KZ-Häftlinge gegolten – die zweite Verdrängung in der Nachkriegszeit durch die konsequente Umgehung der Auseinandersetzung mit Auschwitz. Ob der Begriff der „Verdrängung“ nun nach Abwägung aller Ergebnisse der passende ist, sei dahingestellt. Er verdeutlicht jedoch, wie Schulze seine Forschungen zu Schneider und seine Herangehensweise an dessen Biografie gestaltete. Ihm ging es nicht so sehr um die Erarbeitung einer „klassischen“ biografischen Studie zu einem als systemischer Mittäter oder gar Täter zu beschreibenden Mann, sondern um die Sichtbarmachung „historischer Brüche“ (4) innerhalb einer Biografie und die Nutzung von Handlungsoptionen zur Konkretisierung komplexerer Phänomene. Schneiders Biografie eignet sich für diese Fragestellung besonders, vereinte er doch in sich neben der Tatsache, als Jurist zur gesellschaftlichen Elite zu zählen, den Nationalsozialismus inhaltlich abzulehnen aber sich dennoch in Auschwitz (!) in seinen Dienst zu stellen, die Nachkriegsjustiz der Alliierten als „Siegerjustiz“ abzulehnen und seine berufliche Karriere nach 1945 ungebrochen fortzusetzen auch, dass er seit den 1920er Jahren ein ungebrochen enges Verhältnis zu Frankreich hatte. Biografien als Sonden zum Verständnis für komplexe und von Umbrüchen gezeichnete Zeiträume zu nutzen, erweist sich so einmal mehr als gewinnbringend.

Schulzes Studie zu Helmut Schneider zeichnet sich durch eine umfangreiche Quellenarbeit aus, die den Privatnachlass der Familie und die Schriften Schneiders erschlossen hat, um sie mit den übrigen archivischen Überlieferungen in Verbindung bringen zu können. Der ausgesprochen kurzweilige Schreibstil macht das Buch zudem zu einem Lesevergnügen, in dem komplexe Sachverhalte angemessen erläutert und gekonnt mit den Wahrnehmungen Schneiders in Bezug gesetzt werden. Einzig bei der Bewertung von Schneiders Auftreten im Nürnberger Prozess wird eine leichte Bewunderung Schulzes für Schneider im Umgang mit dem Anklagevertreter Minskoff im Kreuzverhör erkennbar. Dies schmälert den Wert der Studie und die Präzision in der Quellenarbeit jedoch keineswegs.

# „Die Bauernhochschule Goslar im Kontext“ – eine Rezension

von Günter Piegsa



## Die Bauernhochschule Goslar im Kontext

Neue Forschungen zu einem Täterort  
in der ehemaligen Reichsbauernstadt Goslar

Carsten Grabenhorst, Cordula Reulecke, Meike Buck,  
Stefan Winghart † und Jens Binner



Die bauliche Entwicklung der Liegenschaft der Klubgartengesellschaft an der Klubgartenstraße 9A, die 1935 in den Besitz des Reichsnährstandes gelangte, war Thema in Heft 3/2021 der Stadtgeschichten. Bereits im vorausgegangenen Heft 2/2021 hatte Carsten Grabenhorst einen Vorab-Kurzbericht des Forschungsprojektes des Vereins Spurensuche Harzregion e. V. zur Bauernhochschule der NS-Zeit, die auf diesem Grundstück eingerichtet worden war, gegeben. Der Abschlussbericht dieser Arbeit erschien nun als Sonderband 3 in der Reihe „Spuren Harzer Zeitgeschichte“ des Vereins Spurensuche Harzregion.

Der 66 Seiten starke Band enthält mehrerer Beiträge: Carsten Grabenhorst und Cordula Reulecke befassen sich mit der Bauernhochschule und deren Bedeutung als Kulturdenkmal, Meike Buck mit dem Reichserntedankfest und dem Bückeberg. Von Stefan Winghart stammt ein Beitrag zu den unbequemen Denkmälern der NS-Zeit. Jens Binner plädiert in seinem Nachwort dafür, das Gebäude der ehemaligen Bauernhochschule als Dokumentations- und Informationsort zum Thema NS-Landwirtschaftspolitik und Reichsbauernstadt zu nutzen.

Der zentrale Beitrag von Carsten Grabenhorst widmet sich der Bauernhochschule, ihrer Geschichte und Bedeutung für den Nationalsozialismus. Mit der NS-Agrarpolitik konnte Reichsbauernführer Darré seine Rassenideologie von „Blut und Boden“ umsetzen und ausbauen, in den Bauernschulen des Reiches und der einzigen

Bauernhochschule in der Reichsbauernstadt Goslar verbreiten und angehende „Bauern“ zu überzeugten Volksgenossen erziehen. Grabenhorst belegt in seinen Ausführungen überzeugend, dass die Bauernhochschule als Lernort zugleich ein Ort der Täter war.

Was heute vom architektonisch wenig auffälligen Gebäude materielle Authentizität begründet, ist laut Grabenhorst vor allem der zentrale Raum, „der mit seiner rassenideologisch hochgradig aufgeladenen Symbolik in eindrucksvoller Weise die rassistischen Grundlagen und politischen Ziele des Nationalsozialismus in der Lesart 'nordisch bestimmter' Ideologien dokumentiert.“ Bei einer zweiten Auflage wäre zu wünschen, dies an Hand von Fotografien nachvollziehen zu können. Ein heutiger Besuch des ehemaligen Speisesaals ist eher „ernüchternd“: Die Decke ist (rückbaubar) abgehängt, der Fußboden mit braunen Kunststoffbahnen belegt und die hinter den Möbeln kaum wahrnehmbare Wandvertäfelung eher banal.

Leider gehen weder Grabenhorst noch Reulecke auf den 1937 errichteten eingeschossigen Anbau von 1937 ein, der auf den abgebildeten Fotos wie zur Bauernhochschule gehörig erscheint. Dieser Büroneubau diente dem Reichsnährstand als „Vorbereitungsstelle für Kundgebungen“, also der Organisation und Durchführung der Reichsbauerntage. Es wäre wünschenswert, wenn sich die weitere Forschung auch den Reichsbauerntagen widmet und deren ideologische Verbindung zur Bauern-

hochschule aufhellt. Zu dieser Thematik gehört auch die vom Reichsnährstand geforderte und von der Stadt Goslar errichtete Stadthalle. Die Ergebnisse der vom Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege beim Abbruch von Fundament und Kellergeschoss der Stadthalle durchgeführte Vermessung wurden bisher trotz Ankündigung leider noch nicht veröffentlicht.

Aufschlussreich ist der Beitrag von Meike Buck zu den Reichserntedankfesten und dem Bückeberg als Ort nationalsozialistischer Inszenierung. Buck knüpft damit an den Sonderband 2 der „Spuren Harzer Zeitgeschichte“ an, der sich 2009 bereits dem Thema „Erntedank und ‚Blut und Boden‘“ am Beispiel Bückeberg und Goslar widmete. Deutlich wird, wie es gelang, hunderttausende von Menschen für diese NS-Propagandaschau mit aufwendigem Schaumanöver der Wehrmacht zu begeistern. Nicht leicht war der Umgang mit dem belasteten Ort. Buck schildert die konfliktreiche Entwicklung zum „Dokumentations- und Lernort Bückeberg“ und weckt Interesse für einen Besuch. Das Verhältnis zwischen den Reichserntedankfesten und den Reichsbauerntagen wird von ihr leider nicht behandelt.

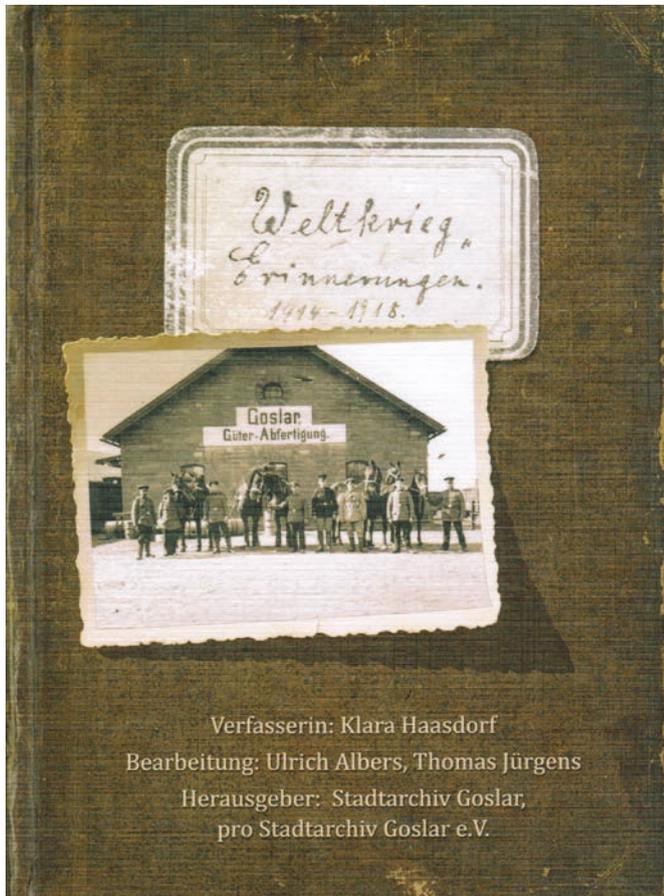
Der Bückeberg steht auch im Zentrum des Beitrags von Stefan Winghart, der dafür plädiert, solche „unbequeme Denkmale“ zu erhalten. Die Argumente sind 2008 erstmals veröffentlicht worden und nach wie vor aktuell. Schade und verstörend zugleich ist, dass Winghart als ehemaliger Präsident des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege die bürgerschaftlichen Aktivitäten Goslarer Bürger zum Erhalt des Kasino auf dem Fliegerhorst, einem herausragenden NS-Zeugnis und Einzeldenkmal, nicht unterstützte, sondern den Abbruch

zugunsten einer schnelleren Revitalisierung des ehemaligen Militärgeländes tolerierte.

Dem Verein Spurensuche ist dafür zu danken, dass er mit finanzieller Unterstützung des Landes Niedersachsen das Forschungsprojekt „Die Bauernhochschule Goslar im Kontext“ initiiert hat und damit einen entscheidenden Beitrag zur Erhaltung dieses für die NS-Geschichte der Stadt Goslar wichtigen baulichen Zeugnisses lieferte. Corona und der Umzug des Stadtarchives erleichterten die Forschung nicht. Zur Rolle Goslars als Reichsbauernstadt gibt es noch eine Vielzahl von Forschungslücken und -fragen. Es bleibt also noch viel zu tun. Und sicherlich ist zu gegebener Zeit auch über die Einrichtung eines Dokumentations- und Informationsortes zu reden. Ob dazu die ehemalige Bauernhochschule, wie von Binner angeregt, der richtige Ort wäre, wurde bisher offenbar noch nicht diskutiert.

Der neue Band des Vereins Spurensuche Harzregion erschließt ein wichtiges Kapitel der Geschichte der Stadt Goslar und der nationalsozialistischen Landwirtschaftspolitik. Sein Studium ist unbedingt empfehlenswert. Die angesprochenen Lücken werden durch zukünftige Arbeiten geschlossen werden können, oder, wie der Herausgeber auf der Rückseite vermerkt: „– die Spurensuche in Sachen Bauernhochschule Goslar geht weiter ...“

Spurensuche Harzregion e.V. und Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege: Die Bauernhochschule Goslar im Kontext. Neue Forschungen zu einem Täterort in der ehemaligen Reichsbauernstadt Goslar. – Spuren Harzer Zeitgeschichte, Sonderband 3 Papierflieger Verlag GmbH Clausthal-Zellerfeld 2024, 66 Seiten, ISBN 978-3-98870-004-9, 15,00 Euro.



## Neuerscheinung: Weltkrieg-Erinnerungen 1914–18

In den vielfältigen Unterlagen des Stadtarchivs Goslar zum Thema „Erster Weltkrieg“ findet sich das Tagebuch, das von einer Goslarerin, Klara Haasdorf, verfasst wurde und erst vor wenigen Jahren dem Stadtarchiv übereignet worden ist. Die Familie Haasdorf besaß eine Brauerei in der Springerstr. 11, hatte mit vielen Goslarer Familien und Betrieben geschäftliche Kontakte und nahm durch ihre Mitgliedschaft in verschiedenen Vereinen am sozialen Leben der Stadt aktiv teil. Während sich die großen politischen Ereignisse der damaligen Zeit in Zeitungen, Literatur oder wissenschaftlichen Abhandlungen widerspiegeln, berichtet dieses Tagebuch über die Situation vor Ort, die normalen täglichen Probleme einer Familie im Ersten Weltkrieg, die Sorge um die Kriegsteilnehmer, die wirtschaftliche Situation und die Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung. Ausgestattet mit einem Personenregister und zahlreichen zeitgeschichtlichen Fotos aus den Beständen des Goslarer Stadtarchivs, verstehen die Herausgeber dieses Buch als einen Beitrag zur historischen Erforschung des Alltags der Menschen in Goslar zur Zeit des Ersten Weltkriegs.

Weltkrieg – Erinnerungen 1914–18. Tagebuch über das Leben und Treiben in Goslar a. H. mit besonderer Berücksichtigung der Familie G. Haasdorf, herausgegeben von Stadtarchiv Goslar und pro Stadtarchiv Goslar e. V., Goslar 2024, 19,80 Euro

# Nachruf auf Dr. August-Wilhelm Grundner-Culemann Goslarer von ganzem Herzen



August-Wilhelm  
Grundner-  
Culemann

Dr. August-Wilhelm Grundner-Culemann ist tot. Er verstarb am 7. Oktober 2024 im Alter von 103 Jahren in seinem Alterswohnsitz Wangen im Allgäu. Der Verstorbene war seiner Heimatstadt Goslar sehr verbunden und verfolgte deren Entwicklung auch aus Wangen mit großem Interesse. 1981 trat er nach dem Tod seines Vaters „im Bewußtsein einer guten Tradition“, wie er im November 2022 schrieb, in den Geschichtsverein ein und blieb dessen Mitglied bis zu seinem Tode.

Geboren wurde Dr. August-Wilhelm Grundner-Culemann am 31. Mai 1921. Das Geburtshaus steht in der Wallstraße 2. Seine Jugend verbrachte der ältere Sohn des ehemaligen Stadtförstmeisters und späteren Oberbürgermeisters Alexander Grundner-Culemann mit einer Familie im Hause seines Onkels Ernst Tägtmeyer am Schieferweg 9. Er besuchte das Ratsgymnasium und machte dort 1939 sein Abitur. Anschließend leistete er zunächst seinen sechsmonatigen Arbeitsdienst, begann sein Medizinstudium kurz nach Kriegsbeginn im Oktober in Göttingen, wurde aber im Februar 1941 eingezogen und musste als Infanterie-Panzerjäger der Wehrmacht in die Ukraine an die russische Front. Als Sanitätsoffiziersanwärter kam er im April 1942 zur Sanitätsausbildung nach Bückeburg, im Oktober zum Studium nach Göttingen. Kurz bevor die Amerikaner in Göttingen einrückten, wurde er nach Goslar kommandiert, wo er als „Feldunterarzt“ im Lazarett Achtermann eingesetzt wurde.

Da seine „Notapprobation“ nach Kriegsende nicht ausreichte, studierte er weitere zwei Semester und schloss sein Studium im Dezember 1946 in Göttingen mit dem Staatsexamen ab. Nach Beendigung seines Studiums arbeitete Dr. August-Wilhelm Grundner-Culemann zunächst als Gastassistent in der Göttinger Pathologie, wo er auch seine Doktorarbeit anfertigte.

Nach einer Erkrankung an Lungentuberkulose 1949 schloss Grundner-Culemann eine Fortbildung zum Lungenfacharzt an, bevor er Internist wurde. 1954 heiratete er seine Kollegin Dr. Friederike Brandt, mit der er drei Kinder bekam, und wohnte zunächst in Rotenburg, bevor er 1958 zum Aufbau eines vertrauensärztlichen Dienstes für die Gesetzliche Krankenversicherung bei der Landesversicherungsanstalt in Hannover gewonnen und verbeamtet wurde und in die Landeshauptstadt zog. In Nebentätigkeit wirkte er seit 1973 als Arbeitsmediziner.

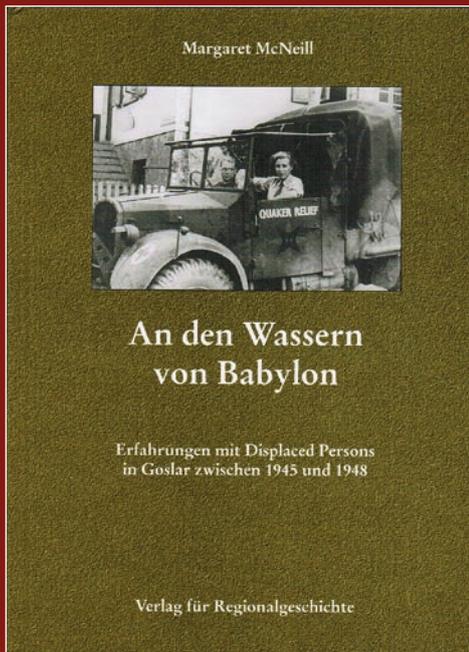
Nach seiner Pensionierung 1984 und nach der Wende half der Landesmedizinaldirektor a. D. knapp zwei Jahre in Sachsen-Anhalt beim Aufbau des Medizinischen Dienstes der Krankenversicherung. 2007 verlor er seine Frau und zog in den Wohnort seiner beiden Töchter Elisabeth und Renate ins Allgäu.

Im Oktober 2021 schrieb Herr Dr. August-Wilhelm Grundner-Culemann auf die Glückwünsche zu seinem hundertsten Geburtstag, dass er froh sei, durch seine Vereinsmitgliedschaft noch immer mit Goslar verbunden zu sein und zeigte sich begeistert von der Mitgliederzeitung „Stadtgeschichten“ sowohl wegen ihres werbefreien Inhalts als auch ihrer Aufmachung. Sein Jahresbrief 2022 zeugte trotz seiner gesundheitlichen Einschränkungen von Zufriedenheit, Dankbarkeit, Lebensfreude und Optimismus. Liebe Menschen begleiteten sein Leben wie Bäume „von der ur-uralten Linde über dem Entwässerungsstollen des Rammelsbergwerks ganz nahe bei meinem Geburtshaus oder der über hundert Jahre alten Linde am Schieferwege, unter der vorbei ich als Knabe täglich zur Schule ging ...“ Und im Oktober letzten Jahres schrieb er: „Einst werdet Ihr erfahren, wenn ich zu unsern Vätern – und Müttern – gerufen werde.“ Gerufen wurde er am 7. Oktober, die Urnenbeisetzung im Grab der Familie auf dem Friedhof Hildesheimer Straße erfolgte am 5. November.

Günter Piegsa



# Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar – wiedergefunden

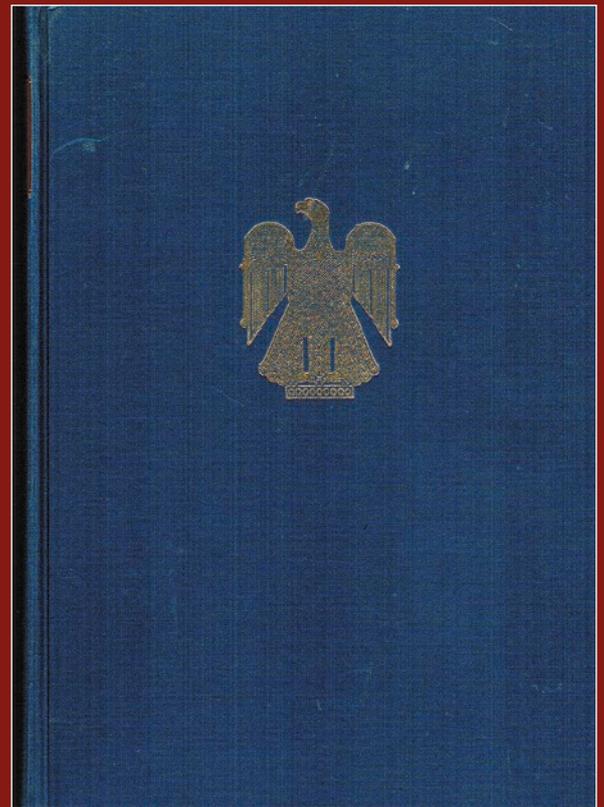


Beim Umzug des Stadtarchives in den Kulturmarktplatz wurden drei der gemeinsam mit dem Geschichtsverein Goslar herausgegebene Bücher, die als vergriffen galten, in größerer Stückzahl wiederentdeckt.

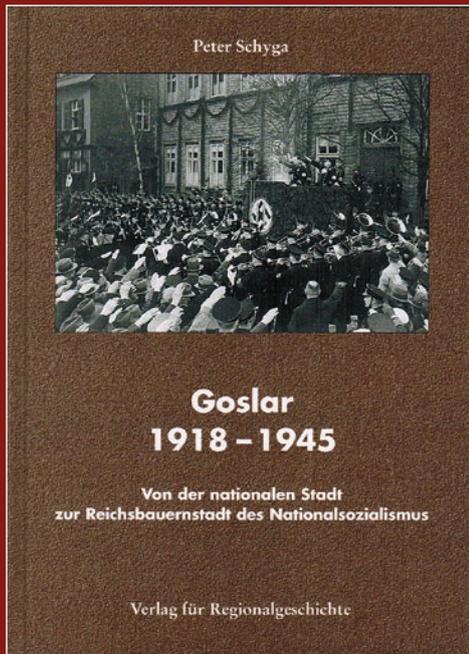
Die Bücher sind zu erwerben

- in der Buchhandlung Böhnert, Kaiserpassage Goslar, Breite Straße 98,
- im Stadtarchiv Goslar, Kulturmarktplatz, Am Museumsufer, während der Öffnungszeiten des Archivs
- in der Geschäftsstelle des Geschichtsverein Goslar e. V., St. Annenhaus, Glockengießerstraße 65, nach Terminabsprache per Email ([info@gv-goslar.de](mailto:info@gv-goslar.de))

Margaret McNeill  
**An den Wassern von Babylon –**  
Erfahrungen mit Displaced Persons in Goslar zwischen 1945 und 1948,  
Band 42 – 1995,  
278 Seiten,  
ISBN 3-89534-156-8,  
Preis: 12,40 €



Uvo Hölscher  
**Die Kaiserpfalz Goslar**  
(Nachdruck der Ausgabe Berlin 1927),  
Band 43 – 1996,  
200 Seiten,  
ISBN 3-89534-175-4,  
Preis: 24,00 €



Peter Schyga  
**Goslar 1918 – 1945 –**  
Von der nationalen Stadt zur Reichsbauernstadt des Nationalsozialismus,  
Band 46 – 1999,  
376 Seiten,  
ISBN 3-89534-279-3,  
Preis 12,40 €

Stadtgeschichten werden herausgegeben von:

Geschichtsverein Goslar e. V.  
Glockengießerstraße 65, 38640 Goslar  
[info@gv-goslar.de](mailto:info@gv-goslar.de)  
[www.gv-goslar.de](http://www.gv-goslar.de)

Redaktion: Günter Piegsa  
Grafik-Design: Thomas Velte

Spenden nimmt der Verein gern entgegen:

Sparkasse Hildesheim Goslar Peine · IBAN DE35 2595 0130 0000 0245 05

Titelseite: Antisemitisches Glasfenster von 1928 im Goslarer Rathaus  
(Ausschnitt; Foto: Liersch)

